Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 16. Juli 1932 Nummer 14

Inhalt

Ein neuer Anfang . . . . . Martin Rade

Die Bergpredigt (Erstes Stück) . . . . . Walther Classen

Entlaufen . . . . . Anna Schieber

Die geistige Situation der Zeit (Jaspers) . . . . . Hermann Zeltner

Arbeitsnot, Arbeitsdienst und Siedlung. Schluß . . . . Karl Weyrich

Christentum und völkisch-religiöse Bewegung im Spiegel Lagardescher Gedanken . . . . . Richard Breitling

Hitlers „Mein Kampf" . . . . . Martin Rade

Der Weg der dialektischen Theologie (Keller) . . . . . Heinrich Frick

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart. Heinrich Hermelink

Die Predigt der Gegenwart. Bericht, Aufgabe, Umfrage . . . . . .

Die Ergebnisse der theologischen Prüfungen in der altpreußischen Landeskirche . . . . . Johannes Kübel

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes
Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

MARTIN BUBER

KÖNIGTUM GOTTES

XX + 260 Seiten Oktav

Broschiert M 7.50, Leinen M 9.50

„Königtum Gottes" ist das erste von drei Büchern, die unter dem gemeinsamen Obertitel „Das Kommende, Untersuchungen zur Entstehungsgeschichte des messianischen Glaubens" darstellen wollen, aus welchem Ursprung und aus welchen Anfängen sich die biblische „Eschatologie", die Kunde von den kommenden und den letzten Dingen, entfaltet hat. Die Methode der Arbeit ist die geschichtliche, aber ihre Absicht ist übergeschichtlich. In diesem ersten Band stellt sie dar, was wirkliche, echte, unbedingte Theokratie — nicht Priesterherrschaft, sondern das paradoxe Wagnis einer Gott allein und unmittelbar botmäßigen Gemeinschaft in ihrem religiösen und politischen Leben bedeutet. Der zweite wird die messianische Person, der dritte die eschatologischen Spannungen behandeln.

SCHOCKEN VERLAG · BERLIN

In die Ferien mit guten Büchern

Unter Gottes Führung

Zeugnisse religiöser Erneuerung moderner Menschen
Herausgegeben von **J. F. Laun**
6.-9. Tsd. Volksausgabe 1.80 Mark, Leinen-Geschenkausgabe vier Mark

„Äußerste Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, Bekennermut, herzliche Gemeinschaft und befreites persönliches Leben, rücksichtslose Hingabe an das Höchste . . . so nötig wie das tägliche Brot." Frankfurter Ztg.

HUG REDWOOD
Gott im Großstadt-Elend

Ein Buch moderner Wunder. Aus dem Englischen. Preis zwei Mark

„Praktische Liebesarbeit, praktische Sozialarbeit in den dunkelsten Vierteln einer Großstadt. Eine Reihe lebendig geschilderter Bilder. Wirklich moderne Wunder, wunderbare Errettung der Ärmsten aus Not und Elend des Leibes und der Seele." Evangelisch-Sozial

WALTHER CLASSEN
Eintritt des Christentums in die Welt

Der Sieg des Christentums auf dem Hintergrund der untergehenden antiken Kultur. Leinen zehn Mark

„Das überaus anschaulich und lebendig geschriebene Werk erhebt sich weit über den Charakter einer religionsgeschichtlichen Monographie zum Rang eines großartigen Kulturgemäldes, dem die temperamentvolle persönliche Stellungnahme des Autors und die vielfachen Bezugnahmen auf die jüngste Zeitgeschichte ein Kolorit von fesselnder Unmittelbarkeit verleihen." Hamburger Nachrichten.

WLADIMIR BRENNER
Das Gottestheater

Leinen vier Mark

Ein großer historischer Roman, der zum erstenmal in deutscher Sprache die Ereignisse in Rußland in der Zeitspanne von 1905–1920 erschöpfend und authentisch darstellt. Handlung und Spannung sind ohnegleichen."
Tägliche Rundschau

Die Verteidigungsrede des Sokrates (Platons Apologie)

Übersetzt von **Paul Mühsam.** Gebunden 1.60 Mark

„In dieser Rede spricht das Ewig-Unendliche, das ursprünglich Unüberwindlich-Göttliche des Menschen. Dieses altheidnische Dokument kann eine Hinführung zu Jesus, d. i. zum wahren ursprünglichen Sein göttlichen Menschentums, sein." Hamburger Fremdenblatt

EMIL FROMMEL,
ein Gottesfreund für unsere Zeit

Sein Leben und Wirken aus eigener Erfahrung erzählt
von **Theodor Kappstein**
Gebunden fünf Mark

„In des Wortes tiefster Bedeutung ist dies Buch ein Volksbuch, das in das evangelische Haus gehört." Die schöne Literatur

ERNST VINCENT
Leidenschaft und Klarheit

Frauen im Leben Goethes. Gebunden drei Mark

„Dieses schmale schmucke Büchlein umschließt ein inneres Leben mit Goethe. Ein feinfühlig abgestimmtes Seelengemälde, deutschen Frauen besonders willkommen." Deutsches Philologenblatt

Das Buch der Stunde

Ein Ruf für jeden Tag des Jahres. Aus allen Religionen und aus der Dichtung gesammelt von **Paul Eberhardt**
4. Auflage. Leinen 5.40 Mark

„Aus allen Religionen und Konfessionen, aus ferner Vergangenheit und unmittelbarer Gegenwart ein vielstimmiger Chor. Für jede stille Stunde ein Ruf. Ein weltliches Andachtsbuch, ein Laienbrevier." Die Literatur

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 14 — Gotha, 16. Juli 1932 — 46. Jahrgang

Inhalt: Ein neuer Anfang [Sp. 625] — Die Bergpredigt [Sp. 626] — Entlaufen [Sp. 628] — Die geistige Situation der Zeit [Sp. 633] — Arbeitsnot, Arbeitsdienst und Siedlung [Sp. 637] — Christentum und völkisch-religiöse Bewegung im Spiegel Lagardescher Gedanken [Sp. 641] — Hitlers „Mein Kampf" [Sp. 649] — Der Weg der dialektischen Theologie [Sp. 652] — Vom römischen Katholizismus der Gegenwart [Sp. 656] — Die Predigt der Gegenwart [Sp. 661] — Die Ergebnisse der theologischen Prüfungen in der altpreußischen Landeskirche [Sp. 664] — Bücher und Schriften: Katechismusunterricht (Wißmann); Eine reiche Erbin und doch eine Bettlerin (Kaiser); Der Ruf unserer Zeit nach Menschwerdung (Bischoff); „Die Tat" (Zehrer); Die Sendung der jungen Generation (Gründel) [Sp. 665] — Chronik [Sp. 669] — Verschiedenes: Zu obigem Aufsatz über Hitler; Albert Einstein und die Religion; Die dialektische Theologie als Zeiterscheinung; Ueber dialektische Theologie und Katholizismus; Siedlung, Großgrundbesitz und innere Politik; Mutiges Christentum [Sp. 670] — Versammlungskalender [Sp. 672] — Anzeigen

Ein neuer Anfang

Ihr müßt von neuem geboren werden. Joh. 3, 7

Es geschieht wohl zuweilen einem Menschen, daß er einen neuen Anfang machen darf. Das Mädchen tritt einen neuen Dienst, der Beamte ein neues Amt an. Man wechselt die Wohnung, wechselt den Ort. Man verheiratet sich. Man war arbeitslos und bekommt Arbeit.

Wem Gott will eine rechte Gunst erweisen, dem schenkt er einen neuen Anfang. Nicht wird ein Jedes dem zustimmen. Veränderung kann Verlust bedeuten. Verlust an Kleinem wie Großem, daran die Gewohnheit, daran das Herz hing.

Aber dem steht Gewinn gegenüber. Wir denken an das Eine, Große: Du darfst, du sollst einen neuen Anfang machen. Zu dem Schweren, was uns die heutige Zeit bringt, gehört, daß sie Viele zu einer unfreiwilligen Stetigkeit ihrer Existenz zwingt. Beständigkeit und Treue in Ehren, aber wie hart drückt oft die Fessel des Zwangs.

Man darf einen neuen Anfang machen. Das Alte ist vergangen. Viel haben wir versäumt, gefehlt, verdorben. Haben Andere enttäuscht, sind selber enttäuscht worden. Es braucht kein Bruch, keine Klage und Anklage, keine offene Schuld dazusein. Die vis inertiae, das Gesetz der Trägheit hat über uns Macht gehabt. Und nun darfst du einen neuen Anfang machen. Anregungen, entbehrte und ungekannte, fließen dir zu. Aufgaben, ganz neue, oder alte doch in neuem Gewande, beleben deine Kraft; auf alle Fälle hast du einen anderen Horizont. Und dazu ein Recht, bei dir einen Schluß zu machen hinter dem Alten und einen Entschluß zu fassen für die kommenden Tage: „ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist."

Aber gilt das nicht nur von einer Veränderung, die man als Glück empfindet? Gewiß gilt das von ihr vornehmlich, unmittelbar gefühlsmäßig. Aber es kommt darauf letztlich nicht an. Es kommt darauf an, daß man den Beginn eines Neuen spürt, daß man durch ein Tor geht und die Stufen einer Treppe unter seinen Füßen spürt. Daß Gott Gnade dazu gibt.

Ja darf es das Gegenteil von Glück sein? Geradezu auch das. Ein Kreuz, ein Leiden, ein Leid. Man wird es nicht jubelnd begrüßen. Das wäre unnatürlich. Aber man darf fühlen, daß Gott auch damit Etwas von uns will, auch so Etwas mit uns vorhat. Und unsre Sinne straffen sich, merken auf, öffnen sich dem, was kommen soll. Wir warten des Segens, der zu uns will.

So kann im gewöhnlichen Tageslauf sich Neues ereignen. Selbst das Einerlei einer stetigen Not kann unterbrochen werden von dem Erlebnis immer wiederkehrenden Anfangs. Unvergeßlich bleibt mir ein sieder Mann in meiner Dorfgemeinde, den ich vor fünfzig Jahren zuweilen besuchte. Jeden Morgen begann er mit dem Dankgebet: „Ein neuer Tag, ein neues Leben." Und machte — unbegreiflich in seiner eintönigen Not — täglich einen neuen fröhlichen Anfang. Man soll sich das merken, denn man weiß nicht, was einem noch kommen mag. Wieviel Bitterkeit, wieviel Verzweiflung würde in solcher Meisterkunst zu Boden sinken!

Und wenn man arbeitslos ist? — Es muß furchtbar sein. Aber aus unserm christlichen Idealismus heraus können wir nicht anders als sagen: Auch da mag ein neuer Anfang sein! Ich sage wahrlich nicht, daß ich's könnte. Aber nichts gibt es: weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch irgend etwas in dieser von Gott geschaffenen und von Gott ausgerüsteten Welt, das uns nicht zum neuen Anfang werden könnte. Luther erzählt einmal: „Da war ich wie neugeboren." Was hatte er denn erlebt, was erfahren? Er hatte im Römerbriefe gelesen. Tausende und Abertausende haben im Römerbriefe gelesen und haben Gleiches nicht erlebt. Aber es hilft nichts: „Ihr müßt von neuem geboren werden."

Darum, du Gott der Gnaden,
Du Vater aller Treu,
Wend allen Seelenschaden
Und mach mich täglich neu!

R

Die Bergpredigt

Tannenbergbund und Gottlose schütten ihren giftigen Hohn aus über die christliche Lehre. Darum sollen wir uns einmal besinnen, was Jesus selbst zu uns gesprochen. Vielleicht können wir dann oftmals zu den Gegnern sprechen: „Ihr irrt euch über das, was Jesus gelehrt haben soll. Hört, wie es wirklich ist — und vielleicht seid Ihr dann geneigt, freundlicher über Jesus zu denken, ja ihm zuzustimmen."

Aber nun das Neue Testament aufschlagen! Sonst ist unsere Unterhaltung umsonst.

Matth. 5, Vers 13—17. — Jesus sagt uns, daß wir uns nicht im Betsaal verbergen sollen, nicht eine stille Sekte bilden, sondern wir sollen in die Welt hinaus! Die Welt soll merken, was wir durch Jesus für Leute geworden sind.

Sehr merkwürdig ist das Wort vom Salz. Lukas 14, V. 34, und Mark. 9, V. 49—50, finden sich verwandte Worte.

„Habet Salz bei Euch! Denn jedes Opfer wird mit Salz gereinigt. Das Salz ist gut. Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man dann salzen? Es ist zu nichts nutze, nicht einmal, daß man es als Dünger auf den Mist werfe."

Was ist mit dem Salz gemeint? Die Kritik! Und zwar zunächst die Kritik an uns selbst. Wie das Salz das Fleisch

(welches zum Opfer dienen sollte) rein erhält von Fäulnis, so müssen wir uns durch scharfe Selbstkritik vor Fäulnis bewahren.

Und weiter: „Ihr seid das Salz der Welt!" Unser Leben und unsere Taten sollen dauernd wirken in der menschlichen Gesellschaft als auffrischende, reinigende Kritik.

Mit diesem Worte legte Jesus Zeugnis davon ab, daß er über das Judentum innerlich hinausgewachsen war. Er will nicht nur Befolgung von Regeln, er will eine Sittlichkeit aus Gesinnung. Was damit gemeint sei, zeigen die folgenden Stücke.

1. Von der neuen Gesinnung

Matth. 5, V. 21—26. Den Mörder bestraft das Gericht. Du sollst aber auch nichts tun aus Haß und in der Wut. Da schiltst du den andern, vielleicht deinen Freund, ja deinen Verwandten, — bezeichnest ihn als Bösewicht oder Narren. Das zerstört die Gemeinschaft.

V. 23—24 wird gesagt: du sollst nicht zum Gottesdienst gehen, wenn einer der Deinen dir zürnt. Es ist nicht gesagt, daß du der Schuldige bist. Der andere ist es. Aber du siehe zu, daß du sein Vorurteil, seinen ungerechten Zorn gegen dich beseitigst. Es ist sein Unglück.

V. 25—26. Da bist du der Schuldige. Du sollst aber sehen, die Sache gutzumachen. Es ist nicht gut, daß ihr als Jesu Jünger gegeneinander handeln wollt, miteinander prozessiert. Und kommt's zum Prozeß, muß der Richter streng nach dem Gesetz verfahren.

V. 27—32. Nach jüdischem Recht durfte der Mann von sich aus seine Frau entlassen. Jesus gibt der Frau gleiches Recht wie dem Manne, indem er die Ehe für unlösbar erklärt.

Die Ehe soll aber auch geheiligt sein gegen den Einbruch eines andern. Schon das bloße begehrende Anschauen ist Sünde. Damit du aber der Versuchung nicht erliegst, soll dein Wille geübt sein. Das ist der Sinn der großen Worte von dem geopferten Auge oder der geopferten Hand. Von früh an übe sich der Jesusjünger, auch einmal auf etwas, das an sich gut und schön ist, zu verzichten, damit die nächste Pflicht erfüllt wird. Wer andern dienen und helfen will, muß früh lernen, auch auf schöne Freuden einmal zu verzichten. In Goethes Dichtung „Die Geheimnisse" finden sich schöne Verse von dieser Askese in der Erziehung.

M. 5, V. 33—37. Vom Schwören. Gottes Namen beim Geschäft täglich anzurufen, ist orientalische Unart. Wir zeigen dieselbe Unart bei anderer Gelegenheit, nämlich wenn wir gedankenlos und unwahrhaftig große, heilige Worte gebrauchen. „Der Deutsche lügt, wenn er pathetisch wird." Wieviel verlogenes Pathos wird in Zeitungsartikeln und Versammlungsreden verbraucht. Warum sind wir oft als Politiker so verlogen? Und weiter so manche Geschäftsreklame! Wie selten ist unter uns die einfache, schlichte Rede der Wahrhaftigkeit, die Sachlichkeit in der Rede.

M. 5, V. 38—46. „Auge um Auge, Zahn um Zahn" so entscheiden alle alten Volksrechte, germanisches wie jüdisches. Das jüdische Gesetz ist ja auch eine Gesetzessammlung im juristischen Sinne. Aber Jesus bringt keine Gesetzessammlung, sondern Forderungen aus Menschenliebe. Bleibst du gegenüber dem Zornigen sanftmütig, so wirst du der Mächtigere sein. Du kannst Gemeinschaft schaffen in der Familie, ja unter Umständen zwischen dir und Menschen fremder Völker, ja eines anderen Erdteils, wenn du tust wie Jesus fordert.

Folgende Geschichte ist ein Beispiel dafür, wie das Christentum die Germanen wandelte. Im allgemeinen herrschte bei den Germanen der Völkerwanderung bis ins Mittelalter steter Streit in den Fürstenhäusern, Rachefehden bis zum Untergang aller, grausamste Verstümmelung der besiegten Sippengenossen. Zwischen Otto dem Großen und seinem Bruder Heinrich, dann zwischen Otto und seinen Söhnen war mehrmals bitterer Streit. Das Ende ist schließlich in beiden Fällen, daß Otto als Sieger verzeiht, Vertrauen schenkt, und die Versöhnung gelingt. Otto und seine Mutter Mathilde streiten um die Familiengüter. Ottos Gattin Editha vermittelt eine Zusammenkunft. Otto steigt vom Pferde, geht der Mutter entgegen und spricht: „Ich war schuld." Die Mutter wehrt ab: „Ich war schuld." So wird Streit erledigt.

Das ist neu in der Germanenwelt, ein Stück Jesusherrschaft. („Das Leben der Königin Mathilde" in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit.)

Was aber heißt nun Vers 44: „Liebet eure Feinde!" Das semitische Wort, das hier gebraucht worden ist, bedeutet „begehren", „an etwas Wohlgefallen haben", schließlich auch „liebhaben".

Also auch am Feinde Wohlgefallen haben, ihn achten. Auch er ist Gottesgeschöpf, so wie Pflanzen und Tiere Gottes Geschöpfe sind, und Gottes Sonne scheint über allen. Also habe Achtung auch für den, der dich bekämpft. Zorn gegen den Gegner läßt sich nicht vermeiden, auch Jesus konnte furchtbar im Zorn sein gegen seine Feinde, die Pharisäer. Jesus war ein grimmiger Kämpfer. Er wollte den Untergang des Tempels. Und der war doch das Heiligtum, das Glück seiner Gegner. Aber Zorn soll nicht auf Eis gelegt werden, dann wird er Haß. Und wenn du haßt, dann bist du zu jeder gerechten Beurteilung deines Gegners unfähig.

Sei von dir aus stets zur Versöhnung bereit! Der alte Feldmarschall Moltke war ein großer Krieger. Man durchforsche sein Leben. Du wirst nicht finden, daß dieser Mann gehaßt hat. Hassen ist unvornehm. Jesus Nachfolger sein, heißt vornehm werden in der innersten Seele.

Dieser Abschnitt schließt V. 48: „Ihr sollt vollkommen sein." ... In der Parallele bei Lukas 6, V. 36, heißt es: „Ihr sollt barmherzig sein" ...

Vielleicht sind diese so verschiedenen Ausdrücke doch Uebersetzungen desselben semitischen Wortes. Jeder kennt das Wort Salem (hebräisch Schalom) = Frieden. Davon gibt es ein Verbum: Segen, Frieden Heilbringen. Dann stände hier: „Ihr sollt Segenspender sein gleich wie Euer Vater im Himmel ein Segenspender ist!"

Hamburg Walther Classen

Entlaufen

Dieses Entlaufen hat nichts zu tun mit der einsamen Wallfahrt des kleinen Kindes in der heiligen Morgenfrühe, da es unter dem Nußbaum untersank in eine geöffnete Welt des Inseits. Es sei denn, daß auch alle unsere Irrgänge dennoch nur ein Suchen nach einem verlorenen und unbewußt wieder ersehnten Paradiese seien. Ich stand — auch in der Frühe — unter der Haustür und sah ins Wetter, das sonnig und frisch war: ein Herbstmorgen. In jenem letzten Jahr vor Schulbeginn, wo man nicht mehr so recht etwas mit sich anzufangen weiß, besonders jetzt, ja heute, wo in der Strickschule Ferien sind. Kinder waren noch nicht zu sehen; ich hatte eine neue große Schürze an, dunkelrot mit hellen Streublättern, und hätte sie gerne den andern gezeigt; es war nicht so unwichtig in dieser Schürze vor dem Hause zu stehen. Da kam mein Vetter Wilhelm des Weges daher. Er hatte eine Botschaft in dem Filialort auszurichten, der hoch auf dem Berge, ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt, liegt, und fragte mich, ob ich mitgehen wolle. Mitgehen, das konnte ich aber nicht ohne weiteres. Wir durften ungefragt nicht außer Rufweite gehen, und gefragterweise — das wußte ich wohl — wäre ich gleichfalls nicht mitgekommen. So schlug ich vor, ihn ein Stück weit zu begleiten, das war immerhin auch etwas. Aber aus der einen Meile im Evangelium wurden zwei und mehr, denn als das Elternhaus außer Sicht war, versank es auch in meinen Gedanken. Und als wir draußen an der halbrunden Ruhebank beim Friedhof unsern Freund den blinden Tobis angetroffen und uns mit ihm unterhalten hatten, fiel ich ohnehin von einer Missetat in die andere: ich versprach ihm Aepfel von unserem Baumgut, das in der Nähe lag: ich käme sogleich wieder zurück, ich wolle mir nur eine Schürze voll holen, es lägen ihrer genug im Grase. Wer aber keine Aepfel bekam, das war der Tobis, denn als wir am Baumgut waren, lag auch er längst verdämmert dahinten. Vor meinen Augen hob sich der Berg, und zwischen einem Wald von Obstbäumen sahen lockend und winkend die Häuser des Filialortes heraus.

Am Eingang des Ortes trennten sich unsere Wege. Denn ich war inzwischen selbständig geworden und hatte ein eignes Reiseziel ins Auge gefaßt: ich wollte den „Vetter" besuchen. Der Vetter war ein uralter Mann und hatte einen eignen Namen, aber ich hatte ihn nie anders rufen gehört, er wurde von allen Leuten Vetter genannt. Es war einmal ein Missionskolporteur in den Ort gekommen und hatte nach Herrn Johannes Münzenmaier gefragt, den er auf einem Missionsfest kennen gelernt habe, und den er besuchen wolle. Die Leute schüttelten die Köpfe, nein, einen Herrn Johannes Münzenmaier gebe es hier nicht. Der Fremde beschrieb den Gesuchten: es sei ein großer hagerer Mann, mit tiefliegenden Augen und einem rasierten Gesicht, in einem langen blauen Tuchrock, und der den rechten Fuß beim Gehen ein wenig nachziehe. Worauf die Leute einander verstehend ansahen und sagten: „Was gilt's, der meint den Vetter." Und noch lange lachten sie darüber, daß jemand den Vetter Herrn Münzenmaier genannt habe. Mir aber schien die Anrede eine Verwandtschaft zu bedeuten; wir waren schon hie und da auf einem Spaziergang in dem niedrigen langgestreckten Hause eingekehrt, in dem ich dadurch eine Art von Heimatrecht zu haben meinte, und so trat ich ohne jede Scheu durch den dämmrigen Hausöhrn, der zugleich Küche war, in die Stube ein.

Das letztemal war es um die Kirschenzeit gewesen. Da waren die Brüder auf die Bäume gestiegen und hatten die braunen Herzkirschen frisch vom Zweig weg gegessen, den Schwestern aber hie und da in Gnaden eine Handvoll Früchte herabgeworfen. Dem Vetter war das nicht recht gewesen. Wenn schon die kleinen Mädchen nicht in den Bäumen saßen, ihren Teil bekommen sollten sie dennoch. Darum stieg er selber auf die Leiter mit einem Kirschenkratten und schüttete nachher einen glänzend braunen Haufen ins Gras: „Da eßt, bis ihr genug habt."

Heute aber, als das Kind in die Stube trat, da saß der Vetter in seinem Großvaterstuhl und sah kümmerlich aus. Vorgebeugt saß er da und ließ Kopf und Schultern müde hängen; die Hände aber lagen so sonderbar schwer auf den Knieen; was aber das Sonderbarste war: um Kinn und Wangen hatte er einen wildgewachsenen dunklen Bart, der war sonst nicht dagewesen.

„Da bin ich", sagte ich etwas beklommen, denn es war alles ganz anders als sonst. Daß der Vetter nur so dasitzt am hellen Tag, und so kurz vor sich hin atmet, und die Hände so fremd und schwer daliegen hat, das ist eine neue und unverständliche Sache. Sonst hat er immer etwas geschafft und ist umhergegangen, und man hat hinter ihm herlaufen können, in den Stall, in die Scheuer, in den Garten hinaus.

„Ja, ja", sagte er jetzt nur ohne weitere Begrüßung. Und, den Blick sehend, mit dem das Kind ihn betrachtete: ‚Was ist mit dir? Du bist nicht wie sonst': „Drum bin ich wieder einmal vom Baum gefallen, dort neben der Scheuer, von dem ganz großen alten Zwetschgenbaum. Er ist ein alter Storren, und ich bin auch ein alter Storren. Wie ich droben sitze, und will mit dem Haken in die äußeren Zweige langen, bricht der Ast unter mir, bricht herunter, ganz, mitsamt mir. Und wie ich das Aufstehen vom Boden probiere, ist mir doch, ich sei auseinandergebrochen. Ganz auseinander, das bin ich ja nicht; aber drei Rippen sind ab, und beide Handgelenke verstaucht. Ab nicht, die Hände, nur verstaucht."

Drum auch lagen sie so schwer auf den Knieen, als ob sie sich gar nicht mehr aufheben möchten.

„Ganze drei Wochen bin ich da drin gelegen", fuhr der Vetter fort und zeigte mit dem Kopf nach dem Himmelbett hin, dessen blauweiß karierte Vorhänge jetzt zurückgeschlagen waren, und ein Gebirge von schweren Kissen und ein mächtiges Deckbett sehen ließen.

„Hab schon gemeint, ich dürfe gen Himmel fahren, so elend ist mir's gewesen. Aber es ist scheint's noch nicht Zeit dazu."

Gen Himmel fahren? Da muß ich aber doch staunen. Der Vetter gen Himmel fahren?

An der Wand hängt ein Farbendruck, darstellend des Eliä Himmelfahrt. Der ist, obschon stark verräuchert, doch noch farbig und flammend genug. Rings um die vier weißen Rosse her schlägt die feurige Lohe hoch hinauf, und der Prophet sitzt in einem goldenen Wagen und sieht nicht danach hin, daß der alte Elisa sich drunten auf der verlassenen Welt nach dem blauen Mantel streckt, den er hat fallen lassen; er sieht nur hinauf in die Höhe, wo goldene Zinnen sichtbar werden über den Wolken. Denn dahin geht der Lauf oder Flug der raschen Rosse und die Reise des Propheten.

„Gelt ja, da guckst du", sagt der Vetter. „Aber das kommt noch, sechsundachtzig Jahr bin ich alt, das ist schon mehr als der Psalmist eigentlich meint, daß es daure mit dem Menschenleben, aber das verstehst du noch nicht so."

Nein, das verstehe ich noch nicht. Und die Augen sind auch derweil schon weiter gegangen, in der Stube umher.

Da ist die große Standuhr in ihrem mächtigen Gehäuse. Ein solches Gehäuse war es sicherlich, in dem das junge Geißlein sich vor dem Wolf verkroch. Und das Himmelbett, das ist ein solches, wie das der Großmutter beim Rotkäppchen. Man muß zur Sicherheit einmal hinsehen, ob der Wolf nicht drin liegt in der gestrickten Nachthaube der alten Frau. Nein, es ist nur des Vetters Zipfelkappe, die auf den Kissen liegt, und man kann sich ruhig dem Bilderanschauen hingeben. Denn die Bilder, die sind das merkwürdigste in der ganzen Stube.

Ein farbiges Blatt unter Glas und Rahmen: der breite und der schmale Weg.

Da gehen auf dem breiten Weg schön geputzte Männer und Frauen dahin und kehren unterwegs in allerlei Gebäuden ein. Wirtshausschilder hängen heraus, und Musikanten blasen auf einem Altan, zum Tanze einladend, und Paare drehen sich rund herum in einer offenen Halle. An einem Haus steht Spielhölle geschrieben, und an einem anderen Theater. Es sieht alles sehr hübsch und eigentlich einladend aus. Aber das Luisle — das ist die Haushälterin des Vetters — die eben zur Tür hereinkommt, und das Kind studieren sieht, sagt, die Leute auf diesem Wege seien alle verloren. Man müsse nur hinsehen: am Ende des Wegs, wo ein steiler Abgrund sich auftue, aus dem ein Flammenmeer auflodere, da sei die Hölle, und alle diese genießenden Leute stürzten zuletzt dort hinunter und seien „ewig verloren".

Es ist dann fast nicht mehr zum Ansehen, denn sie wissen es allem nach nicht, sonst kehrten sie dann doch ein Stück vor den Flammen wieder um; und man möchte es ihnen sagen können. Da schleppt sich ein Greis mit einem Geldsack, und zwei Männer prügeln sich miteinander herum, und eine stolze Dame trägt ein Spieglein vor sich her und beschaut sich darin. Aber oben, wo der Abgrund beginnt, da fallen schon welche hinunter, und es strecken sich Hände über den Rand aus, um Hilfe, aber das Luisle sagt, es sei zu spät. Streng sagt sie es. Sie ist ein kleines dürres Weiblein, und sie geht in die „Stunde", daher weiß sie alles, und sie hat ganz dünne Lippen, die spitzt sie beim Reden so zu, daß es ein wenig pfeift. Das ist interessant und ein bißchen zu fürchten, aber nicht sehr, denn sie ist sonst sehr gut mit uns Kindern.

Und sie sagt, es sei besser auf dem schmalen Wege, denn da sei keine Gefahr.

Der schmale Weg schlängelt sich friedlich und freundlich an Kirche und Schule und sauberen Häuslein vorbei, fast alle haben ein Gärtchen und Blumen an den Fenstern, und die Leute sind sehr sauber angezogen, aber ein bißchen altmodisch.

Es ist wie Sonntag auf dem freundlichen Sträßlein, wie ein schöner stiller Landsonntag. Arme Leute sitzen am Weg, und reiche Leute ziehen den Beutel und geben ihnen Almosen. Ein Lahmer wird geführt. Kinder führen sich nett und ordentlich an den Händen und spazieren brav vor den Eltern her. Und überall ist Friede, Sauberkeit und ein wenig Armut, aber nicht zu viel, nur gerade so viel, daß die „besseren Leute" Gelegenheit haben, ein bißchen wohlzutun.

Sehr unterhaltend ist es da nicht, und man muß noch einmal hinübersehen auf den breiten Weg, wo es so viel Vergnügen gibt, und es könnte doch auf dem schmalen Weg auch ein bißchen Musik und Spiele geben.

Aber allerdings, dafür ist am Ende des Wegs, oben auf dem steilen Berg die selige Stadt mit Türmen und Mauern, und über die Mauern gucken Engel heraus mit Harfen in den Händen.

„Warum gehen denn nicht alle Leute da hinauf, wenn sie doch dort verbrennen?“ will das Kind wissen.

Das Luisle, das ab und zu geht, und den Tisch deckt, sagt scharf: „Weil die Welt im Argen liegt und nichts mehr glaubt. Darum sind ihre Herzen verstockt.“

„'s ist nicht so einfach, Luisle, 's ist nicht so einfach“, sagt der Vetter sanftmütig.

„Sei du nur derweil recht brav und folgsam, Kind, später da verstehst du es dann besser.“

So? Brav und folgsam? Jetzt wär's eigentlich Zeit gewesen für das Gewissen, daß es ein wenig aufgewacht wäre, und sich besonnen hätte darüber, daß man drunten in der Stadt jetzt auch um den Tisch herumsitzen wird, und daß die Mutter fragen wird, Reihe um, ob denn niemand wisse, wo man geblieben sei? Und der Vater — — — —: Ja, ja, es ist schon so, derweil das Kind denkt: „Auf den breiten Weg, wo die bösen Leute sind, da gehe ich einmal nicht hin, wenn es dort so übel ausgeht.“ Derweil ist es schon den ganzen Vormittag darauf herumgelaufen. In des Vetters frommes Haus hat er hineingeführt, und keins von den dreien, die da am Tisch sitzen und Spätzle mit Kraut und Blutwurst essen, weiß es und denkt daran.

Das Luisle sagt: „Du hast auch das Kälblein noch nicht gesehen; es ist vom Scheck, und es wird auch ein Scheck und ist bei seiner Mutter im Stall. Und junge Kätzlein sind da, auf der Heubühne, sechs, aber gib acht, die Alte ist bös, daß sie dich nicht kratzt.“

Das ist viel Neues auf einmal in einen Herbsttag hinein, denn man muß auch noch Zwetschgen schütteln und Birnen auflesen. Das ist alles lauter Lustbarkeit, und mitten hinein sagt das Luisle: „Ja, wenn du willst, kannst du auch mit mir auf den Neu-Acker gehen, ich tue dort Kartoffeln heraus.“

Kartoffeln heraustun, das ist aber eins vom Schönsten, wenn man sie so nestweise beisammen liegen sieht, und herausnehmen kann, und dann zuletzt ein Feuer anzündet von dem trockenen Kraut. Es hat nicht alles Platz in dem einzigen Nachmittag; es wäre immer noch Neues zu sehen und zu tun.

Und es wird Abend. Die Hühner sitzen auf, und das Luisle melkt die Kühe. Die Sonne geht unter, und es ist alles voll Glanz und milden Lichtes.

„Du hast doch morgen auch noch Vakanz?“, fragt das Luisle. „Und dableiben wirst dürfen?“

Jetzt, jetzt wäre es Zeit gewesen zu erschrecken, und zu sagen, wie es steht. So ganz und gar sicher ist man seiner Sache ja nicht mehr. Irgend etwas dämmert schon herauf, aber richtig aufgewacht ist es noch nicht. Wir sitzen am Tisch und essen zu Nacht: Das Luisle hat mir ein Apfellaiblein gebacken; die Großen essen warmen Zwiebelkuchen mit Speck und Kümmel, und trinken neuen Birnenmost dazu.

Von der Wand herunter sehen die Bilder von Bengel, Hiller, Michael Hahn und Brastberger. Das sind lauter Männer mit ehrwürdigen Gesichtern, Sammetkäppchen auf dem glatten Haar, und hohen Halsbinden, und der Vetter sagt von ihnen, es seien „Väter in Christo“, was ehrerbietig und für das Kind ein bißchen geheimnisvoll klingt. Ihre Bücher stehen auf dem Brett über der Bank, die an den Fenstern hinläuft. Vielleicht hätten sie gern die Köpfe geschüttelt, die Männer an der Wand; aber das können sie nicht, und das Kind sieht auch nicht nach ihnen hin. Das Luisle rüstet das Bett in der Kammer; der Vetter humpelt einmal mühselig durch die Stube und streckt den Kopf zu einem der Schiebfensterchen hinaus.

„Es gibt ein Gewitter heute noch“ sagt er. Am Horizont wetterleuchtet es, und, horch, grollt nicht schon von ferne der Donner?

Die Grillen im Gras lärmen wie toll, und drüben im Graben quaken die Frösche ganz aufgeregt. Das Kind tritt unter die Haustür und sieht sich ein wenig bedenklich um. So bin ich heute früh vor dem Haus gestanden, daheim, und habe mich besonnen, was ich mit meinem Tag anfangen will.

Irgendwo läutet eine Betglocke, in den Bäumen rauscht es stark und stärker, und am Himmel ziehen schwere Wolken auf.

Da kommt ein Mann des Wegs daher; er trägt einen schweren Reisesack, schwarz, mit großen gestickten Blumen. Er ist ein Schuhmacher von der Stadt und trägt geflickte Stiefel aus. Den Reisesack stellt er ab; er trocknet sich das Gesicht, es steht voller Schweißtropfen, und er sagt: „Dich sollt' ich kennen, Kind. Ja, ja, es ist nicht anders, du mußt es schon sein. Drunten in der Stadt, da geht der Ausrufer herum mit der Schelle und ruft in der ganzen Stadt aus, daß ein Kind verlorengegangen ist. — — —

Ja, was denn? was ist denn?“, sagt er verdutzt, das höre ich noch, dann bin ich an ihm vorbeigeschossen ohne einen Laut, hinunter auf die Straße, und weiter, weiter den Berg hinab. Umgesehen habe ich mich nicht mehr; ich weiß nicht, was sie in des Vetters Haus gesagt haben, als mich das Luisle ins Bett holen wollte und nicht mehr fand.

Das Wetter aber zog mit Macht herauf, und als die ersten Blitze zuckten, da lief in langen, angstvollen Sätzen ein Kind den Berg hinunter, hinunter, die Tränen laufen ihm übers Gesicht, und das Herz klopft, und da ist auf eigne Hand ein Gewitter so groß und schwer wie ein sechsjähriges Herz es fassen kann. Denn jetzt ist auf einmal und mit einem Ruck das Gewissen aufgewacht und hat mit Schrecken gesehen, wie es den Tag über, solange es schlief, zugegangen ist. Schön ist's gewesen, das schon — aber die Heimat, wie kann man die so lang vergessen! Und daheim hat man Angst um dich — und der Ausrufer mit der Schelle — und — und ein gewaltiges Sündenregister entrollt sich groß und schwer.

Der Donner rollt, laut und lauter rollt er in der Nacht, die jetzt vollends herniedergestiegen ist, und die Blitze fallen, und jetzt gießt auch der Regen herunter.

Das Röcklein kommt über Kopf und Schultern herauf, und weiter, weiter geht der Lauf. Nun ist der Friedhof vorhanden. Daran muß man vorbei, ein langes, langes Stück. Wie die Grabkreuze aufleuchten, wenn die Blitze darüber hinfahren!

„Wenn's donnert, schilt der liebe Gott“, sagt das Dorle manchmal. Nie habe ich's eigentlich geglaubt. Denn warum sollte er denn schelten? Heute aber, freilich, heute kann man's wohl begreifen. Er hat ja allen Grund dazu. Ganz zerknirscht ist das Herz; ein wenig Angst vor dem nächtlichen Gewitter wird wohl auch dabei gewesen sein: es fließt alles in ein Bächlein zusammen.

Da ist die Ruhebank, auf der bei Tag der blinde Tobis sitzt; der hat auch umsonst auf seine Aepfel gewartet. „Lieber Gott, ich will wieder gut sein“, das ist so ein Stoßgebetlein. „Und daß sie daheim keine so große Angst haben.“

Freilich, natürlich, eine Strafe gibts, da kann man nichts machen, da will man schon gar nicht drum beten, das gibt's doch. Schläge, ja, das wäre noch das beste, daß man „seine Sache hätte“. Aber wenn sie „betrübt“ sind, und so ernst aussehen, dann ist es nicht zum Aushalten.

Und immer noch einmal ein Anlauf, bis die Häuser der Stadt kommen, und bis auf seinem freien Platz das Elternhaus in der Nacht dasteht.

Die Haustür ist offen, und oben sieht ein helles Fenster wie ein wartendes Auge heraus. Aber an der Treppe steht der Vater, und jetzt will es auf einmal nicht mehr weiter mit dem Bericht.

Sehr ernst und sehr still: „Was möchtest du, Mädelein?“ als ob ein fremdes Kind von der Straße herkäme. Und ich, erschreckt und flehentlich: „Heimkommen“. Sonst nichts. Es gibt sehr wenig Worte, und von Strafe ist nicht die Rede; es ist genug, daß man fragen muß: was möchtest du, Mädelein, und nicht nach dem Grund des Davonlaufens frägt und nach dem Tageslauf.

Wie gerne möchte man sagen: „Ach, hau mich doch.“ Aber so etwas sagt man nicht. Das Tränenbächlein, das unterwegs so reichlich geflossen ist, hat auf einmal aufgehört; es ist alles viel zu ernsthaft und zu echt mit der Erkenntnis: wie konnte ich bloß? wie habe ich fortlaufen können, und so lange ausbleiben?

Entschuldigen, ausreden, das gibt es da gar nicht. Da gibt es nur eines, das bricht auch auf einmal wieder heraus: „Ich, ich möchte wieder lieb sein.“ Da liegt alles drin.

„Ja, das wollen wir dann sehen, ob dir's ernst ist mit dem Liebsein“, sagt der Vater. Das ist etwas so Gewichtiges, das

kann man nicht nur so schnell wieder abschütteln. „Geh jetzt nur in dein Bett. Bet auch noch."

Das tat sonst die Mutter mit einem.

„Wo ist die Mutter?", ich fragte es zaghaft, ich hatte schon in alle Winkel geschaut nach ihr.

„Die Mutter kannst du heute nicht mehr sehen. Sie hat ein böses Kopfweh; sie hat sich heute so sehr grämen müssen, weil ihr ein Kind davongelaufen ist. Ich sage ihr, daß du da bist, aber stören darfst du sie nicht mehr."

„Nur einen Kuß geben?" „Nein, nein, das ist nicht nötig. So ein Kind, das es den ganzen Tag ohne die Mutter ausgehalten hat, das kann auch einmal ohne Gutenachtkuß ins Bett gehen."

So, da war nun die Strafe. Groß war sie und schwer. So ein Gutenachtkuß von der Mutter, man nimmt ihn so hin, er ist ja alle Abend wieder da. Aber wenn man zur Strafe keinen bekommt, das ist ein Unglück. Und man ist „im Elend", in der Fremde, ob man gleich daheim ist. Es ist kein Segen drin in dem Bettlein.

Aber es kam noch etwas Schönes, Kostbares; es ist fast zu schön, als daß man es erzählen sollte. Es ging nach einer Weile die Tür zu der Kammer auf, in der das reuige Kind in den Kissen lag und vor sich hin weinte, und es kam die Mutter herein mitsamt dem bösen Kopfweh und trotz ihm.

Aber davon sage ich nichts mehr, kein Wort. Es gibt Dinge, an die man einmal denken möchte, wenn man sterben muß, und sich nicht recht getraut heimzukommen. Die könnten einem Mut machen wie einem verlaufenen Kinde.[1])

Stuttgart Anna Schieber

Die geistige Situation der Zeit

Die geistige Situation der Zeit. Von Karl Jaspers (Sammlung Göschen Band 1000) 191 S. 1,80 M.

Man kann nicht mehr in den Tag hinein leben. Die Frage: wohin treiben wir? bedrängt heute jeden Einzelnen. In dieser Frage und in den vielen Antworten, die man darauf zu hören bekommt, kreuzen sich Furcht und Hoffnung, der leidenschaftliche Wunsch einer besseren Zukunft und die bange Sorge um das Ende. Diese Motive beherrschen heute selbst die Auseinandersetzungen des politischen Lebens. Der Ruf nach realpolitischer Sachlichkeit findet kein Echo mehr. Die Gegensätze werden immer grundsätzlicher gefaßt, ihre weltanschauliche Begründung (oder auch nur Verbrämung) spielt eine wichtige Rolle. Die eigentlichen Fronten sind dabei unklar, vielleicht erst im Entstehen begriffen. Wer es in einem solchen Augenblick unternimmt, die geistige Situation der Zeit in Gedanken zu fassen, von dem scheint Ungewöhnliches gefordert. Die Halbheiten, Haltlosigkeiten, Inkonsequenzen der in der öffentlichen Auseinandersetzung vertretenen Programme nachzuweisen, ist nicht schwer. Rein verstandesmäßige Kritik kann ein Verbrechen an Ideen sein, die um ihre Form noch zu ringen haben. Echte Kritik muß schöpferisch und aufbauend wirken, sie muß sagen können, was von der Zeit wahrhaft gefordert ist.

Solche Voraussetzungen einer rechten Kritik der Zeit werden erst deutlich, wenn wir sie in ihrer Erfüllung zu Gesicht bekommen. Die Schrift von Karl Jaspers bedeutet eine solche Erfüllung. Unwillkürlich ruft Jaspers die Erinnerung an Fichte und Hegel in uns wach. Auch er ist getragen, wie er es selbst von Hegel sagt, von dem „Pathos einer einzigartigen Bedeutung der Gegenwart". Und wie jene in ihrer Zeit eine einzigartige Mission der Philosophie verkündeten und erfüllten, so sieht auch Jaspers in der Philosophie, sofern sie ihrem eigentlichen Wesen nach verstanden wird, heute nicht mehr die Sache enger Kreise, sondern die Angelegenheit Unzähliger.

Dieser Anspruch mag befremdlich klingen. Jaspers verkleinert ihn auch nicht etwa durch das Bekenntnis, daß seine Schau der Situation subjektiv bedingt wäre. Wenn er sich einleitend darüber äußert, was denn unter „Situation" zu verstehen sei, so heißt es wohl, „daß es eine einzige Situation für alle Menschen der Zeit nicht gibt". Das geschichtliche und gegenwärtige Ganze ist selbst fraglich. Zumal der, der wirklich darin steht, kann vom menschlichen Dalein niemals ein abgeschlossenes Wissen haben. Wohl aber handelt es sich für Jaspers darum, Bilder der Situationen zu geben, „sie sollen der Sporn sein, durch den der Einzelne erweckt wird, sich zurückzufinden zu dem, worauf es eigentlich ankommt". Er weiß um die Grenzen des Wißbaren und um die Gefahr seiner Verabsolutierung; aber er wagt sich an ein Erdenken der Situation, „welches am Ende nicht weiß, was ist, sondern durch Wissen sucht, was sein kann".

Solche Einsicht vermittelt die Philosophie. Das Wissen um die Realitäten, die die Situation in ökonomischer, soziologischer, politischer Hinsicht bestimmen, die erreichbare wissenschaftliche Klarheit sind selbstverständliche, wenn auch unentbehrliche Voraussetzungen; die eigentliche Aufgabe besteht darin, zu erhellen, was dem bloßen Wissen immer entflieht: das, was der Mensch und seine Situation ihrem innersten Wesen nach sind.

Auf dieser Folie wollen die Bilder der Situationen gesehen sein, die Jaspers entwirft. Mancher Einzelzug ist schon anderswo beobachtet und formuliert worden. Hinreißend wirkt die Geschlossenheit und Eindringlichkeit dieser Bilder. Entscheidend aber ist etwas Anderes: die innere Dynamik des Zusammenhangs, wie sie durch das eigentliche Thema des ganzen Buches gegeben ist. Dadurch verlieren die für sich wertvollen Aeußerungen etwa über die Situation der Bildung, der Kunst, der Wissenschaft jeden bloßen Essaycharakter, sie sind dazu da, unser Schicksal zu bestimmen und zu deuten.

Mit dem Problem der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung setzt Jaspers ein. Er gibt ein Bild der durch die Technik begründeten „Massenversorgung in rationaler Produktion", des „ökonomischen Apparats", in den jeder Einzelne verflochten ist und der zugehörigen politischen Struktur der Demokratie. Zu dieser Daseinsordnung müssen wir eine Stellung gewinnen, nicht indem wir sie bejahen oder verneinen: vielmehr müssen wir ihre Grenzen erkennen, um von ihr innerlich frei zu werden zu unseren eigentlichen Möglichkeiten. Denn die Massenordnung kann mit dem Menschen niemals fertig werden; sie verdirbt seine echten Lebensäußerungen und verdrängt sie durch Surrogate; sie versucht, da er sich ihr nicht einordnen will, ihn zu entmächtigen, indem sie die Bedingungen seines Eigenlebens (Ehe, sinnerfüllte Arbeit usw.) zerstört. Sie nivelliert alles, aber sie gerät damit, indem sie etwa echtes Führertum unmöglich macht, selbst in die radikale Krise. Das Bewußtsein dieser Krise, der Gefahr für den Menschen wie für die Daseinsordnung ist die heutige Situation.

Die Erkenntnis dieser Situation ist zugleich ein Appell an uns: wir leben „in einer geistig unvergleichlich großartigen Situation"; doch müßte sie, würde ihr niemand genug tun können, zur armseligsten Zeit des versagenden Menschen werden. „Wir müssen aus der Krise zum Ursprung zurückfinden." Die „neue Welt" entsteht nicht aus der rationalen Daseinsordnung; der Mensch muß sich selbst zurückgewinnen. Ursprung und Ziel, deren der Mensch wieder gewiß werden soll, ist das Menschsein, geadelt durch die Freiheit, mit der es sich selbst erschafft.

Wiederzugewinnen aber vermag sich der Mensch durch den Staat und in der geistigen Schöpfung. Der Staat ist ein Faktor der Geschichte, der das Schicksal des Einzelnen samt seiner Gemeinschaft in der Folge der Generationen entscheidet durch die Macht, die ihm verliehen ist. Er ist darum mehr als die Gesellschaft; er schützt sie wohl, aber er schützt zugleich den Menschen vor ihren Uebergriffen. Seine Substanz sind die Menschen, die durch Erziehung an ihrer geschichtlichen Tradition Anteil gewonnen haben. Was hier über Norm und Verfall des Staates, über den Beruf des politischen Führers, über Krieg und Frieden, über die Erziehung gesagt ist, bedeutet eine Wiederaufnahme wertvollster geistiger Tradition und ist doch aus dem Augenblick und aus der eigenen Grundidee heraus neu gestaltet.

Jedoch der Staat ist nicht das Letzte für den Menschen selbst. Entscheidend ist, was der Mensch im Sehen und Schaffen des Geistes geworden ist. „Verfall und Möglichkeit des Geistes" werden faßbar in dem Gegensatz nivellierter und spezialisierter gegenüber echter, in geschichtlicher Erinnerung wurzelnder Bildung. In der Kunst wird die Erfüllung schwer in einer Zeit, in der der geistig Schaffende ganz auf sich selbst zurückgewiesen ist, in der er leben muß, als ob er allein stünde und von vorne anfinge. Am eindringlichsten aber offenbart sich in der Wissenschaft die Krise des Menschen.

Als ein Bürger im Reiche des Geistes hat nunmehr der Einzelne die Möglichkeit, auch gegen den Staat zu leben. Die Zurückhaltung, mit der schon vorher von der Uebernahme echter Verantwortung und Führung im staatlichen Leben der Gegenwart die Rede war, steigert sich zur radikalen Absage an einen Staat, der, zum Diener der Massenordnung geworden, jeden Bezug auf echtes Schicksal verloren hat und dem Menschen die Möglichkeit nimmt,

[1]) Diese uns von der Dichterin zur Verfügung gestellte Erzählung befindet sich in einem demnächst erscheinenden Werk: „Doch immer behalten die Quellen das Wort. Erinnerungen aus einem ersten Jahrsiebent." DH

in Beruf und geistiger Schöpfung eigene Existenz zu gewinnen. Der Radikalismus dieser Opposition ist, das sei nebenbei gesagt, schon durch seine Motive mit keiner im heutigen Staat geübten Opposition vergleichbar.

Der eigentliche Gegner ist aber das Massendasein, das die technisch-ökonomische Sphäre überschreitet und in die Bezirke des persönlichen, staatlichen und geistigen Lebens einbricht, die Wertordnung des Lebens zerstört und nivelliert. Jaspers sieht in dem Kampf mit diesem Gegner heute die Entscheidung kommen. „Die geistige Situation erzwingt heute den bewußten Kampf des Menschen, jedes Einzelnen, um sein eigentliches Wesen. Er muß bestehen oder verlieren in der Weise, wie er des Grundes seines Seins gewiß wird in der Wirklichkeit seines Lebens."

Alles ist heute noch in der Schwebe der Entscheidung. „Fragt man heute verzweifelt, was in dieser Welt denn noch übrig bleibe, so ist für jeden die Antwort: was du bist, weil du kannst." Es eröffnet sich ihm die höchste Möglichkeit seiner Freiheit; er kann sie nur ergreifen oder versinken. In dieser Situation fällt der Philosophie die hohe Aufgabe zu, den Menschen zu sich selbst zu erwecken. Der ungeborgene Mensch, der aus dem Kirchenglauben nicht mehr zu leben vermag, gibt, so urteilt Jaspers (darin etwa Max Scheler vergleichbar), dem Zeitalter die Physiognomie. Diesem Menschen ist Philosophie die einzige Möglichkeit. Gerade darum aber darf die Philosophie es nicht bei einem rationalen Begreifen des Menschseins bewenden lassen (wie heute in Soziologie, Psychologie und Anthropologie), sondern muß (in der Weise der Existenzphilosophie) dem Menschen zeigen, was aus ihm werden kann.

Damit kommen wir an das Zentrum der Jaspersschen Position. Wir hören den Appell, uns selbst in Geist und Freiheit wiederzufinden, Menschen zu sein, die sie selbst sind im Unterschied von denen, die in sich nur eine Leere fühlen, keine Sache als die ihre kennen, sich selber fliehen. Die Gemeinschaft solcher Menschen, die Solidarität der Besten, welche die Wenigsten sind, ist der wahre Adel. Gegen diesen Adel aber beginnt heute der letzte Feldzug in den Seelen der Menschen selbst, der „Aufstand des existenziellen Plebejertums in jedem von uns gegen das Selbstsein, das die Gottheit durch ihre Verborgenheit von uns fordert. Die Möglichkeit, daß der Einzelne sich im Gang seines Schicksals erwirbt, soll am Ende vernichtet werden. Die Instinkte des Massenmenschen vereinigen sich gefährlicher als je mit religiös-kirchlichen und politisch-absolutistischen Instinkten, um die universale Nivellierung der Massenordnung mit einer Weihe zu versehen." Es ist schlimmster Betrug, daß die Entfaltung der Persönlichkeit nur die Sache eines vergangenen individualistischen Zeitalters gewesen sei; alle geschichtliche Zeit hat den Menschen als Persönlichkeit zutage gebracht.

Geadelt ist, wer in der Wahrheit eines Glaubens steht. Dieser Glaube ist bei Jaspers philosophischer Glaube. Er bewährt sich in der Kraft, mit der der Mensch er selbst ist. Als solcher ist der Mensch aber heute am Anfang, steht er vor dem Nichts. Gerade darin, in der scheinbaren Glaubenslosigkeit, in der nichts Festes gegeben ist und alles erst noch in der Zukunft liegt, erzeugt sich diese Kraft. Der Mensch, der wahrhaft er selber ist, sieht auch im Scheitern keine Widerlegung seines Glaubens; Verwirklichung im Scheitern kann so wirklich sein wie im Erfolg. Noch im Scheitern (auch dieses eine Erfüllung des Schicksals) liest er „die Chiffre des Seins". Hier wird die Rolle der Philosophie erst vollends deutlich: sie verhilft dem Menschen, der sein Dasein auf sich nimmt, zu der Erkenntnis vom Sinn seines Tuns. Sie zeigt ihm, daß es der einzige Weg ist zu sich zu kommen, wenn er sich der Wirklichkeit nicht entzieht, sondern sie in ihrer ganzen Härte erfährt. Dabei, so verheißt sie ihm, wird er auch den Appell an seine Freiheit erfahren, „aus der er erst durch sich wird, was er sein kann, aber nicht schon ist".

In diesem Buch wird also eine (hier nur in ihren Grundzügen zusammengefaßte) philosophische Lebensanschauung entworfen, das Vorbild einer Lebenshaltung gezeigt, in dem mancher wiedererkennen mag, was ihm Richtschnur seines Lebens geworden ist, ohne daß er sich dessen bisher mit solcher letzten gedanklichen Konsequenz bewußt geworden ist. Durch den Mut und die Entschiedenheit, mit der es hier entfaltet ist, wirkt das Buch wahrhaft befreiend. Zugleich überzeugt die Sicherheit dieser Entfaltung, die nirgends der Abstraktion allgemeiner Forderungen oder der Dunkelheit utopischer Zukunftbilder verfällt. Was hier als Appell an den Menschen zur Aussprache gelangt, springt aus der entwickelten Schilderung der gegenwärtigen Situation mit unmittelbarer Notwendigkeit heraus.

Man kann die hier verkündete Lebensanschauung aristokratisch nennen. So angesehen, hat sie eine gewisse Verwandtschaft mit andern geistigen Erscheinungen der Gegenwart, etwa mit der dichterischen Verkündigung Stefan Georges. Aber gerade der Vergleich mit dieser offenbart erst ihren eigentlichen Wert. Man mag sogar eine sehr starke Verwandtschaft finden in der Art, wie Jaspers die Lebensmächte, die er selbst die „anonymen" nennt, zu fassen, man möchte sagen, zu beschwören sucht. Aber so sehr dies an die Gestaltungsart des Dichters erinnern mag, so wenig ist es ästhetisch gemeint. Wenn dem Dichter die runde, in festen Konturen faßbare Erscheinung das Höchste bedeutet, die Gestalt um der Gestalt willen, für den Philosophen ist sie immer nur ein Mittel, zu begreifen, was „eigentlich" ist. Nicht das ewige Sein der Gestalt, sondern das Leben des in der Gestalt ewig unfaßbaren, weil freien Geistes ist sein Thema. Nur aus diesem ist der echte Appell an den Menschen vernehmbar zu machen, denn nur im Geistigen, das sich der restlosen Gestaltung stets entzieht, ist der Mensch selbst unfehlbar zu treffen. Wenn sich der Dichter der Aufgabe, seine Gestalten immer neu zu formen, sie zu verwandeln, entzieht, so werden seine Vorbilder und Gegenbilder unwahr, sein immer wiederholtes Urteil ungerecht. Wahrer und falscher Anspruch der Aristokratie unterscheiden sich dadurch, ob sie dem Menschen als solchen Gerechtigkeit angedeihen lassen: wahrer Adel, sagt Jaspers, ist anonym als Anspruch des Menschen an sich selbst, der falsche wird Anspruch und Gebärde an andere. Auch Massenmenschen sind anzuerkennen, sofern auch sie das sind, was die wenigen entschiedener sind.

An diesem Punkt wird zugleich die innere Ueberlegenheit über jedes billige Ressentiment sichtbar, die dieses Buch auch vor dem ernsthaften Gegner bewahrt. Mit diesem Buch — und darum der Hinweis, den wir ihm in solcher Ausführlichkeit gerade an dieser Stelle widmen —, wird sich auseinandersetzen müssen, wem es heute um das Christentum zu tun ist. Es wird auch seinen christlichen Gegner gewinnen durch die Art seiner Stellungnahme gegenüber der Kirche. Wir hörten bereits, daß die Physiognomie des Zeitalters heute nicht mehr durch den gläubigen Menschen der Kirche bestimmt werde und daß darum der Philosophie die Aufgabe zufalle, die Menschen ihrer eigentlichen Berufung zu versichern. „Wo Religion — diese gibt es nur in kirchlicher Gestalt, und Anderes Religion zu nennen, ist eine kompromißlerische Täuschung — verloren ist, gibt es die Phantastereien und Fanatismen des Aberglaubens, oder es gibt das Philosophieren." Dagegen wer „der Transzendenz in Gestalt christlichen Glaubens treu ist, sollte nie angegriffen werden, sofern er nicht intolerant ist. Denn im Glaubenden kann nur zerstört werden ..." Aber die positive Stellung gegenüber der Kirche reicht noch weiter: Auch der durch die Philosophie zu sich selbst erweckte Mensch bedarf in gewisser Weise der Kirche. „Ohne die in kirchlicher Tradition geborgene Religion ist in der Welt kein philosophisches Selbstsein"; ja es ist ein Verhältnis gegenseitiger Förderung notwendig: ohne Philosophie „als Gegner und Stachel keine wirkliche Religion", mehr: ein Verhältnis der Solidarität gegenüber der Möglichkeit des Nichts. Die Spannung von Autorität und Freiheit, die so wieder entstehen könnte, wird als eine Hoffnung der Zeit angesehen.

Heute freilich hat — nach Jaspers — die Kirche nicht mehr die echte Spannung von Autorität und Freiheit in sich; sie steht in Gefahr, das Eigenständige immer rücksichtsloser auszuscheiden, indem sie ihren geistigen Apparat auf die Beherrschung und Erfüllung einer Massenseele konzentriert. Sie scheint immer schwerer die Selbständigkeit eines unabhängigen Einzelnen tolerieren zu können. Jaspers sieht in diesem unmerklichen Verfallen der Kirche an den Massenapparat eine große Gefahr. Er nimmt damit den Appell wieder auf, den zuerst Kierkegaard an die Kirche gerichtet hat: daß die Kirche den Einzelnen wirklich vor die Entscheidung zu stellen hat. Es muß heute eine ernste Frage sein, ob die Kirche diesem Ruf folgen wird; ihre Verantwortung ist besonders schwer in einer Zeit, in der bis in die Kirche hinein kollektivistische Tendenzen den Individualismus verdrängt haben und damit zugleich dessen echte, unveräußerliche Wesensmomente unwirksam machen. Diese Frage an die Kirche wird darum die dringlichste Anregung zu sein haben, die man von christlicher Seite aus diesem Buch schöpfen mag. Aber daneben darf die Auseinandersetzung über seine einzelnen Thesen nicht ausbleiben. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß Jaspers sich in vielen Punkten, insonderheit in seiner Auffassung des Menschen, im Gegensatz zu den von der kirchlichen Theologie vertretenen Anschauungen befindet. Das ist um so wichtiger zu bemerken, als die von Jaspers vertretene Lebensanschauung eine außerordentliche Konsequenz und Stoßkraft besitzt. Für die Theologie insbesondere ist eine neue Sachlage dadurch geschaffen, daß er manches Argument, das sie sich angeeignet hat, auf seinen eigentlichen Boden, die Philosophie, zurückgeholt hat; man wird

z. B. die Forderung eines „gläubigen Realismus" kaum eindringlicher motivieren können, als dies durch Jaspers geschehen ist. Aber das ist letztlich kein Streit um Fachgebiete, sondern eine prinzipielle Nötigung der Theologie und Kirche, sich über die Grundlagen ihrer Lehre und deren Verhältnis zu einer profanen Lebenslehre klar zu werden. Durch das Bild, das Jaspers von der geistigen Situation der Zeit entworfen hat, sieht sich auch die Kirche vor eine Entscheidung gestellt: will sie mit dem Menschen im Bunde ihm sein eigentliches Sein, seine Freiheit, erobern helfen, oder will sie die Nivellierung fördern, indem sie ihre Autorität zur Despotie werden läßt und damit das Chaos vorbereitet? Dann wird ihr, mit Jaspers zu sprechen, am Rande des Untergangs der wahrhaft freie, ganz unabhängige Mensch gegenüberstehen. Es ist wahr, daß die Menschen heute „in der Mehrzahl Angst vor der Freiheit des Selbstseins" haben. Aber ist auch das Andere wahr, was Jaspers sagt, daß der Kirche nichts an dieser Freiheit gelegen ist?

Erlangen Hermann Zeltner

Arbeitsnot, Arbeitsdienst und Siedlung

(Schluß)

4

Seit Jahren hat das Siedlungsproblem die Sachverständigen beschäftigt. Das Reichssiedlungsgesetz ist am 11. August 1919, mit Ausführungsbestimmungen vom 15. Dezember 1919, herausgegeben worden. Hiernach ist das Siedeln den einzelnen Landgesellschaften als G. m. b. H. übertragen. Daneben aber gibt es private Siedlungsgesellschaften. Alle sind zusammengeschlossen in der „Gesellschaft zur Förderung der neuen Kolonisation" zu Berlin. Man unterscheidet da Großbauernhöfe von über 100 Morgen, Vollbauern mit 60 Morgen, Einspänner mit 30—35 Morgen, Handwerker- und Gärtnerstellen mit 8—12 Morgen und Landarbeiterstellen mit 4—8 Morgen. Der Preis hierfür beträgt, einschließlich Gebäude und Inventar, 320 Mark pro Morgen im Durchschnitt, wobei für Gebäude und Inventar 65 Mark Verwertungswert gerechnet sind. (Wegweiser für den Ostsiedler, S. 9.) Das sind natürlich hohe Kosten, auf die Art wird es nur einer geringen Zahl kapitalkräftiger Menschen möglich sein zu siedeln, während es gerade darauf ankommt, die Mengen der Arbeitslosen unterzubringen, die kein Kapital besitzen, sondern nur den guten Willen und eine kräftige Gesundheit. Mit Recht heißt es: Bauernbrot ist hartes Brot. Einfachste Lebensweise wird von dem Siedler verlangt. Auf Alkohol, Tabak, Tee und Südfrüchte muß er verzichten können.

Aber das genügt noch nicht. Er muß auch Kenntnisse besitzen. Daher hat man Siedlerschulen eingerichtet. So die Siedlerschule Diestelow in Mecklenburg. Dort ist das frühere Rittergut in über 40 verschieden große Bauernstellen aufgeteilt. Eine Restftelle aber von 90 Morgen um das ehemalige Gutshaus herum mit seinen zahlreichen Räumen ist als Siedlerschule eingerichtet. Je 50 Jungbauern werden als Schüler zugelassen, die zur späteren Siedelung entschlossen sind. Die Leitung liegt in der Hand eines jungen Pastors, Lic. Gottfried Holz. Er ist mehrere Jahre Leiter einer Bauernhochschule gewesen und kennt Denken, Fühlen und Wollen der Landjugend. Ihm zur Seite stehen zwei Landwirte, von denen der eine die theoretische, der andere die praktische Ausbildung in der Landwirtschaft übernimmt. Sämtliche Arbeiten haben die Siedlungsschüler auszuführen (Seyferth, Siedlerschulung, Dorfkirche 1931, 4). Daneben sollen sie sich die nötigsten theoretischen Kenntnisse erwerben. Denn man ist überzeugt, daß unter den gegenwärtigen schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen nur der gut Geschulte wird bestehen können. Es werden auch unter Führung des Wirtschaftsberaters andere Betriebe besichtigt und die Schüler dort auf eine gewisse Zeit in Arbeit untergebracht. Das Schul- und Verpflegungsgeld beträgt monatlich nur 20 Mark und soll in den meisten Fällen durch die Arbeit auf den Siedlerstellen verdient werden.

Aber neben den Bauernsöhnen als Siedlern hat man zugleich an eine zweite Gruppe von Siedlern gedacht, an die einheimischen Landarbeiter. Da sie durch die Besiedelung des Gutes heimat- und brotlos geworden sind, sollen sie gleichfalls als Schüler aufgenommen werden, vorausgesetzt, daß sie den Mut und die Mittel zur Siedlung aufbringen. Träger der Schule ist der Zentralausschuß für Innere Mission der deutschen evang. Kirche in Berlin. Neben dieser evangelischen besteht auch eine katholische Schule in Mecklenburg, und in Ostpreußen sind ähnliche Einrichtungen geschaffen.

Man unterscheidet zwei Arten von Siedlungen: die Normalsiedlung und die Aufstiegsiedlung. Erstere muß alles neu gestalten, die Gebäude und die Landeinrichtung. Letztere benutzt die vorhandenen Gutsgebäude und das in guter Kultur stehende Ackerland. Natürlich ist die Normalsiedlung viel kostspieliger und hat wohl auch manche Enttäuschungen gebracht. Als aussichtsreich gilt heute allein die Aufstiegsiedlung. Am besten gelingt sie, wenn arbeitsgewohnte Bauern die Siedlung übernehmen. So auf dem Gute Schossin in Mecklenburg, wo die Norddeutsche Ansiedlungsgesellschaft Schwerin russische Flüchtlinge angesiedelt hat, und auf dem vielgenannten Gute Suckwitz. Am 22. August 1930 wurde mit der Aufteilung begonnen. Die mecklenburgische Landgesellschaft übernahm die Umbauten, und die Männer aus dem Flüchtlingslager halfen gegen einen Tagelohn von 2,50 Mark, während ihre Frauen Verpflegung und Instandhaltung der Wäsche und Kleidung besorgten. Am 1. November 1930 konnte bereits die Uebersiedlung aus dem Flüchtlingslager erfolgen. Das 273 Hektar große Gut wurde aufgeteilt in 31 Vollbauernstellen zu je 60 Morgen, 2 Kleinsiedlerstellen zu je 6 Morgen, eine Schmiedestelle zu 30 Morgen und eine Restftelle zu 230 Morgen. Letztere erhielt ein geschulter Landwirt mit der Verpflichtung, die Wirtschaftsberatung der Siedler zu übernehmen. Es wurden 27 Flüchtlingsfamilien mit 102 Köpfen angesiedelt. Fünf einheimische Landarbeiterfamilien erhielten gleichfalls Stellen, sowie der bisherige Hofverwalter und der Gutsschmied. Auf die Art wurden von den 13 Arbeiterfamilien, die vordem auf dem Gut beschäftigt waren, zehn auch weiterhin untergebracht: sieben Siedler, zwei Altenteiler und eine Arbeiterfamilie auf der Restftelle. Der durchschnittliche Preis für die Vollbauernstelle betrug 22 350 Mark. Hiervon wurden 3500 Mark als Darlehen zinslos vom Zentralausschuß für Innere Mission zur Leistung der Anzahlung gegeben. Das Uebrige ist zu verzinsen und zu amortisieren, und zwar 3,5% Verzinsung, ½ % Tilgung und ⅛% Verwaltungskosten. Die Belastung der einzelnen Stelle beträgt also rund 780 Mark jährlich. Die Siedlungsgesellschaft ist der Meinung, daß dieser Betrag geleistet werden kann.

In Erkenntnis der Wichtigkeit der ländlichen Siedlung hat das Reich am 10. November 1931 neue Richtlinien zur Erleichterung der Aufstiegsiedlung gegeben. Hiernach sollen die Baukosten auf ⅓ herabgesetzt werden bei Einschaltung der Siedler in den Prozeß. Ebenso sollen Verzinsung und Amortisation ermäßigt und die Freijahre erhöht werden. (Das Evang. Dtschl. 13. Dez. 1931.) Erfreulicherweise befindet sich das Siedlungswesen in fortschreitender Entwicklung. Bis 1926 waren es 1906 Neusiedlerstellen mit 35 490 Hektar. Aber 1929 wurden 4406 Neusiedlungen gegründet und 1930 sogar 7477 Siedlungen geschaffen. Das bedeutet: 1930 entstanden in jeder Woche drei neue Dörfer, im ganzen 156 Dörfer, die auch kirchliche und schulische Versorgung verlangten. Die evangelische und die katholische Kirche haben dem Rechnung getragen, und schon bei der Anweisung der Siedlerstellen hat man auf konfessionelle Gleichheit der Siedler geachtet. Es ist auch unbedingt notwendig, daß wir eine großzügige Siedlertätigkeit entfalten, wollen wir nicht Gefahr laufen, daß die deutsche Ostgrenze in einem Menschenalter bis an die Odergrenze zurückgedrängt werde. Friedrich der Große hat 300 000 Kolonisten im Osten angesetzt, und die östlichen Randstaaten übertreffen uns heute noch ganz gewaltig. Immer wird dabei freilich die Geldfrage eine große Rolle spielen, und zu bedauern ist die Tatsache, daß die so notwendige Bauernsiedlung im Osten nicht in Zeiten günstiger Finanzlage des Reiches energischer in Angriff genommen wurde. (Vgl. Dr. Schultz-Bielefeld, Deutsches Pfarrerblatt 1931, 43.) Große Güter stehen genug zum Verkauf. Viele kommen auch in den jetzigen Notzeiten unter den Hammer. Aber das soll und darf nicht von der Kleinsiedlung abschrecken. Der „Wegweiser der Siedlervermittlungsstelle" er-

klärt es damit, daß der Großbetrieb auf fremde Arbeitskräfte angewiesen ist, und die sind heute zu teuer, während die Preise für Ackerbauerzeugnisse niedrig sind. Vorwärts kommt heute nur der Landwirt, der mit seiner Familie die Arbeit allein verrichtet. Aus Vieh- und Schweinehaltung kann er mehr Nutzen ziehen als der Großbetrieb, da ihm gutes, persönlich interessiertes Pflegepersonal zur Verfügung steht.

Daß aber auch mit der intensivsten Bauernsiedlung das Arbeitslosenproblem nicht gelöst ist, versteht sich von selbst. Es kommen ja die Millionen der Erwerbslosen in Frage. Da kam für Viele überraschend der Plan des Reichsfinanzministeriums, zur Behebung der Arbeitslosigkeit kleine Siedlerstellen von 2—4 Morgen zu schaffen und die Ausgaben dafür aus den Einnahmen der Hauszinssteuer zu bestreiten. Vorerst sollten 100 000 Siedler angesetzt werden. Der Plan hat ebensoviel Zustimmung wie Bedenken ausgelöst.

Die Sozialdemokratie sah darin „eine neue Spielerei". Zwar habe sich auch der Kieler Parteitag zu dem Gedanken der Kleinsiedlungen für die langfristigen Arbeitslosen bekannt. Aber der Plan dürfe nicht den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit beherrschen, zumal eine Unterbringung von 100 000 gar keine Entlastung bedeute bei dem Millionenheer der Arbeitslosen. Auch würden keine Ersparnisse erzielt, wenigstens nicht im ersten Jahr. Im Gegenteil, es müßten 250 Millionen mehr verwilligt werden; denn frühestens im Herbst 1932 könnten die Siedlerstellen einen Ertrag liefern. Dagegen sei die Vierzigstundenwoche einzuführen! Dadurch würde eine Million Menschen mehr Arbeit bekommen, und es koste die Reichsregierung gar nichts. (Das Volk, 9. Sept. 1931.)

Wieder wird auf Amerika hingewiesen. Dort beschloß die chemische Industrie, vom 1. Oktober an den Sechsstundentag einzuführen. Zahlreiche Arbeiter sind neu eingestellt worden, die Bundesregierung begrüßt die Maßnahme. Der Versuch mit dem Sechsstundentag soll sich so gut bewährt haben, daß man ihn beibehalten will. So hat wenigstens die „Kellog-Company", eine Fabrik für Nahrungsmittel, beschlossen. Die Arbeit wird in vier Schichten zu je sechs Stunden ununterbrochen durchgeführt, nur mit ganz kurzen individuellen Pausen. Die Arbeiter haben ihren Lebensstandard beibehalten können, die höheren Aufwendungen für den Lohn sind durch Erhöhung der Arbeitsleistung und die Verringerung der allgemeinen Unkosten ausgeglichen (Volk, 4. 11. 31).

Man wird sich der Notwendigkeit nicht verschließen können, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit erfolgen muß, wenn man der Arbeitslosigkeit wirksam begegnen will. Die Rationalisierung der Arbeit durch die Herrschaft der Maschine läßt sich nicht zurückdämmen, und die Hochkonjunktur der Industrie scheint unwiederbringlich dahin zu sein. Ebenso steht aber auch fest, daß nicht ganz allgemein durch Reichsgesetz verordnet werden kann, die Vierzigstundenwoche oder den sechsstündigen Arbeitstag einzuführen. Manche Betriebe müssen ohne Unterbrechung durchlaufen, andere können einen Tag aussetzen. Die Arbeitszeitverkürzung (AZV.) muß also von Fall zu Fall geregelt werden, und wir verstehen es, daß der Reichsarbeitsminister „in der Frage der Arbeitszeitverkürzung zunächst nichts zu tun gedenkt" (Volk, 8. Jan. 1932). Auch verschließt sich der einsichtige Arbeiter nicht der Tatsache, daß bei verkürzter Arbeitszeit nicht derselbe Lohn wie bei voller bezahlt werden kann. Hier kommt nun die Kleinsiedlung zu ihrer nützlichen Auswirkung. Sie soll die Möglichkeit bieten, „gegenüber der durch Arbeitszeitverkürzung hervorgerufenen Einkommenverminderung und dadurch drohenden Dauerverelendung der werktätigen Bevölkerung einen sowohl in wirtschaftlicher als auch gesundheitlicher Hinsicht brauchbaren Ausgleich zu schaffen". („Die Brücke" des Berliner Tageblatts, 1931, 38.) Also Arbeitszeitverkürzung und Siedeln müssen Hand in Hand greifen, dann wird man der Arbeitslosigkeit steuern können.

5

Die Kleinsiedlung ist daher nicht auf die Großstadt zu beschränken, sondern auch auf die Klein- und Mittelstadt auszudehnen. Hier ist die Möglichkeit des Landerwerbs und der leichten Verbindung ja viel größer als in der Großstadt. Daß mit der Siedlungsarbeit auch die Errichtung von Wohnstätten verbunden sein muß, scheint mir eine unerläßliche Forderung zu sein. Und zwar dürfen es nicht nur Holzbaracken sein, die in ein paar Jahren zusammengebrochen sind, und auch nicht ausrangierte Eisenbahnwagen, wie man von einer Seite vorgeschlagen hat, sondern ein richtiges Haus, das bei vernünftiger Instandhaltung von unbeschränkter Dauer ist. Der Architekt Alexander Lee hält die Herstellung zum Preis von 1500 bis 1700 Mark für möglich. (Die Brücke, 1931, 38.) Hierzu müssen alle Kreise mithelfen, das Reich, die Länder, die Gemeinden, die Kirche, die öffentliche und die private Wohlfahrt. Denn der Zug der „pflastermüden Großstädter zur Scholle" ist unbestreitbar groß, er wird noch verstärkt durch die Wirtschaftsnot und die Aussicht, auf einem Stückchen Land Betätigung zu finden. Ueber die Größe der Klein- und Vorstadtsiedlung läßt sich allgemein nur so viel sagen, daß sie eine Familie von durchschnittlich vier Köpfen mit Kartoffeln, Gemüse und Obst versorgt, und daß die Haltung von Kleinvieh möglich ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der fleißige Kleinsiedler unglaublich viel aus dem Boden herausholt. Den ganzen Lebensunterhalt für eine Familie dürfte die Vorstadt-Kleinsiedlung kaum liefern.

Daher muß die ländliche Bauernsiedlung immer daneben bestehen bleiben. Aber wie kann die halt- und arbeitslose Fabrikbevölkerung dafür gewonnen werden? Dem Leiter des Jugendamts in Gladbeck (Westfalen) gelang es nach vielen Mühen, etwa 100 erwerbslose junge Männer für die ländliche Siedlung zu gewinnen. (Dorfkirche, 1931, 4, 132 ff.) Diese jungen Leute wurden nach dem von Bethel gegründeten Jugend-Landheim Sigmarshof gebracht, südwestlich des Teutoburger Waldes. In sechsmonatlicher straffer Arbeit bekommen sie die erste Schulung fürs Land. Rein technisch werden sie ausgebildet im Gebrauch von Hacke und Spaten, Pflug und Egge, sowie im ersten Verkehr mit dem Tier. Ebenso wichtig ist dabei aber die seelische Umbildung. Alle die Industriearbeiter trugen erst die Spuren des Maschinenmenschen, die Unrast der Großstadt und den Drang nach immer neuer Abwechslung. In manchen Augen stand das unruhige Flackern eines Menschen, dessen Seele keinen Boden mehr hatte, in dem sie Wurzel schlagen konnte. Die bewährte Schulung Bodelschwinghs: Arbeit und Gebet, und einfache, aber nahrhafte Kost, haben das scheinbar Unmögliche vollbracht: nach sechs Monaten sind zwar keine vollkommenen Bauern, aber arbeitswillige Landarbeiter aus ihnen geworden. Nämlich jeder Junge soll dann zwei Jahre in einem westfälischen oder hannoverschen Bauernhof arbeiten; darnach 2—3 Jahre die Kolonnenarbeit auf einem großen Gut kennen lernen und schließlich noch ein weiteres Jahr als Knecht oder Wirtschaftsgehilfe bei einem Siedler schaffen. So hofft man die jungen Industriearbeiter technisch und seelisch für den Siedlerberuf vorzubilden. Die ersten von ihnen stehen längst in Mecklenburg und Schlesien und haben sich schon 600 Mark gespart. Wenn sie 1000 oder noch mehr Mark haben, wollen sie den Fuß auf eignen Grund und Boden setzen, zunächst als Landarbeiter mit kleinem Besitz, um ihn dann zum eigenen Hof zu erweitern, wie ihre Väter ihn einst besessen haben. Längst schon sind die Sigmarshofer gesucht, und der Zustrom zum Jugendlandheim ist viel größer als es fassen kann. (Stratenwerter: Jugendl. Industriearbeiter, Dorfkirche 1931, 126 ff.)

Der erste Versuch, gänzlich Arbeitslose in rein ländliche Verhältnisse zurück zu verpflanzen, scheint auf dem Gute Wegendorf bei Werneuchen, Kreis Oberbarnim, gelungen zu sein. Die Bauernland-AG. Berlin hat dort auf landwirtschaftlich gutem Boden 23 Siedlerstellen angelegt. Der Aufbau der Gebäude erforderte rund 2000 Mark Materialkosten. Sämtliche Arbeiten wurden durch die Siedler, lauter Berliner Erwerbslose, selbst geleistet. Die Finanzierung in Höhe von 2000 Mark erfolgte aus Mitteln des Kleinsiedlungskommissars und aus Krediten des Landwirtschaftsministeriums. Die Auszahlung der Unterstützungen durch die städtischen Wohlfahrtsämter ging weiter: ein erfreulicher Anfang auf dem Weg zur eignen Scholle (Dr. Schultz-Bielefeld, im Deutschen Pfarrerbl. 32, 2).

Die Vorteile des FAD und der ländlichen Siedlung liegen

auf der Hand. Zunächst wird dem Müßiggang gesteuert, der noch größere Verheerungen übt als die leibliche Not. Zu unverkennbaren erziehlichen und gesundheitlichen Vorteilen kommen sittlich-religiöse: die Hebung der Wohnungsnot. Die engen ungesunden Wohnungen haben unendlichen Schaden angerichtet.

Die einseitig marxistische Bewegung verliert ihre Stoßkraft; denn der seßhafte Landbewohner verliert zum endlosen Klassenkampf die Lust. Er wird auch ein guter Deutscher sein. Denn nun hat er einen eigenen Herd, den es zu erhalten und zu schützen gilt. Eine seßhafte Landbevölkerung ist der beste Schutz des deutschen Vaterlands, ganz besonders notwendig im gefährdeten Osten. So muß die Losung für die deutsche Zukunft lauten: Durch Arbeitsdienst und Siedlung zur Gesundung.

Weimar Karl Weyrich

Christentum und völkisch-religiöse Bewegung im Spiegel Lagardescher Gedanken

Die mächtig aufsteigende völkisch-religiöse Bewegung unserer Tage stellt in wilder Kampfbegeisterung ihre Fragen an Christentum und Kirche. Es ist oft ein Kampf um des Kampfes willen, ein Kampf aus Feindschaft, der die Gefahr in sich birgt, daß die tiefsten Erkenntnisse und Wahrheiten aus dem Bewußtsein des Volkes ausgelöscht werden. In diesem gewaltigen Ringen um den Glauben ist es von Interesse, die Stimme eines völkischen Publizisten zu vernehmen, der im allgemeinen Siegesjubel nach 1870 der tiefste Kritiker des neuen Reiches wurde, aber einsam blieb, weil er ein Prophet im Glück war, das die Ohren verhärtet. In seinen politischen Schriften hat Paul de Lagarde dem deutschen Volk mit seherischem Blick einen Weg zu weisen gesucht, auf dem es seine Mission erfüllen könnte. Vieles ist inzwischen erschreckend wahr geworden, was er voraussagte, und wenn er auch schon bald nach seinem Tode stärker zu wirken begann, so scheint doch gerade in unserer durch den Weltkrieg und seine Folgen aufgewühlten Zeit seine mächtige Stimme wie ein Echo aus fernen Welten zurückzukehren. Die Ideenwelt Lagardes ist in ihren Hauptzügen aus der Zeitstruktur des 19. Jahrhunderts zu verstehen. Er hat aber viele Gedanken geäußert, die ihrer Zeit vorausgeeilt sind und für die geistige Auseinandersetzung der Gegenwart eine besondere Bedeutung gewinnen. In der vorliegenden Betrachtung soll der Versuch gemacht werden, diese noch heute aktuellen Gedanken Lagardes aus seinen Schriften herauszustellen.[1])

Paul de Lagarde, geboren 1827 in Berlin, lehrte von 1867 an als Orientalist an der Universität Göttingen bis zu seinem Tode 1891. Seine eigentliche Bedeutung liegt in seinem Wirken als politischer Schriftsteller. Die Bismarcksche Reichsgründung und der Kulturkampf haben ihm den Anstoß gegeben, politische und religiöse Gedanken, die er schon früher publizierte, erneut zu durchdenken und in vertiefter, konzentrierter Form zu veröffentlichen. Die Wurzeln seiner Ideenwelt reichen in die Aufklärung des 18. Jahrhunderts zurück, während die entscheidenden Einflüsse aus der nationalen Romantik stammen. Kant und Lessing haben die Prägung seiner geistigen Persönlichkeit vorbereitet, Fichte, Humboldt, Novalis, Schleiermacher, Jakob Grimm und Bunsen haben ihre entscheidenden Züge ausgebildet. In der Ideenwelt Lagardes haben diese Elemente sich in einer Weise innerlich durchdrungen, die Originalität verrät.

1. Die Aufgabe der Theologie

Die tiefste Ursache aller Verwirrung und Verachtung in religiösen Dingen erblickt Lagarde in der Verwechslung von Symptom und Sache. Was in allen Religionen oder in vielen von ihnen vorkommt, muß nach seiner Auffassung eine Erscheinungsform der Religion an sich sein, es kann nicht Merkmal einer einzelnen Religion sein. Wenn uns z. B. in einer Religion der Wunderglaube begegnet, so ist das Wunder nicht ein Beweis für die Kraft und Göttlichkeit dieser Religion, der zuliebe die Wunder erzählt werden. Es ist nur ein Symptom davon, daß das religiöse Leben auf einer bestimmten Stufe angekommen ist. Für den Theologen ist jedes Wunder im Buddhismus ein Beweis gegen die Beweiskraft der christlichen Wunder. So muß die Theologie durch das Studium und die Kritik der Religionen das deutsche Volk die Gesetze lehren, unter welchen die Religion sich offenbart. Theologie ist also das Wissen um die Religion überhaupt, nicht ein Wissen um Protestantismus und Katholizismus. Sie ist die „Pfadfinderin der deutschen Religion".

Die Theologie kann die Erkenntnis vermitteln, was an den Religionen ewige Werte und was zeitgebundene Werte sind. Sie ist in der Lage, Form und Inhalt zu unterscheiden. Darum kann sie aufklären über das Wesen der Religion überhaupt. Sie ist nicht eine philosophische, sondern ausschließlich eine historische Wissenschaft. Sie ist Religions*geschichte*.

Indem die Theologie die Substanz der verschiedenen Religionen enthüllt, mit der sie sich zu beschäftigen hat, erweckt sie die Liebe der Lehrer und Schüler, die sich mit ihrer Erforschung befassen. Dabei vertritt Lagarde die Auffassung, „daß Gott neidlos zu allen Zeiten und bei allen Völkern sich Menschen offenbart hat". Er ist überzeugt, daß gütige und feinfühlige Gemüter alle diese Offenbarungen anerkennen und in dieser Anerkennung reicher sein werden als diejenigen, „welche nur auf *einem* Fleck der Zeit eine solche Offenbarung zugeben und ihre Liebe auf diese beschränken".

Solch eine Theologie aber ist nur für die wenigen bestimmt, welche sich innerlich gedrängt fühlen, die Wahrheit zu suchen. Auf geistigem Gebiet entscheiden nicht die Kategorien der Quantität und Zahl: „In der idealen Welt wird nicht addiert, sondern multipliziert. Ist eine geistige Bewegung nur erst im Gange, so wächst ihre Schnelligkeit und Wucht im Quadrat."

2. Das Wesen des Glaubens

Worin besteht nun das Wesen der Religion, deren Pfadfinderin die Theologie sein soll? Der Kernpunkt des religiösen Lebens ist für Lagarde nicht das Wissen, sondern die Erfahrung. Die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, das lebendige Bewußtsein, daß hinter der sichtbaren Welt eine unsichtbare existiert, für welche das diesseitige Leben nur eine Vorstufe darstellt, ist sein Rückgrat. Lagarde behauptet, daß jeder Mensch Augenblicke erlebe, in denen er einen sein Dasein beherrschenden Plan entdecke, den nicht er entworfen habe und ausführe, obwohl seine Idee ihn entzückt:

> Wie ein Vogel nachts, wenn durch seine Träume die Strahlen des neuen Tages leuchten, im Schlafe wenige klagendfrohe Töne dem warmen Glanze entgegensingt, um danach den Kopf unter den Flügeln weiterzuschlafen, so ahnt der Mensch im Erdenleben dann und wann der Ewigkeit Freuden.

Fromm sein heißt: diesen Plan erkennen und ihm nachsinnen in der Hingabe an seine Verwirklichung. Das höchste Ziel des irdischen Geschehens ist, diese Erkenntnis zu ermöglichen und zu erleichtern. Kirche, Wissenschaft, Kunst und Staat sind nicht Selbstzweck, sondern letzten Endes nur ein Werkzeug im Dienste eines göttlichen Lebensplans. So kommt Lagarde zu dem Satz, den er zum Grundprinzip einer wahren Gemeinschaft erhebt: „Religion ist das Bewußtsein von der plan- und zielmäßigen Erziehung der einzelnen Menschen, der Völker und des menschlichen Geschlechts."

Es gibt für Lagarde nur einen Gottesdienst auf Erden:

> den Kindern Gottes dienen, den ungeborenen, den nicht erwachten, den unfertigen, den kranken, den verlorenen, denen, auf deren Stirn die Klarheit des Himmels leuchtet und in deren Herzen Gottes Blut fühlbar warm rollt, wie den scheuen, schwer lebenden, in denen das Licht nur selten aufblinkt: den in Vergnügen und Selbstsucht Versunkenen, sogar den am schwersten von allen zu ertragenden, den Tugendhaften, den Weisen, den Korrekten.

Welch eine abgrundtiefe Kluft besteht zwischen solchen Forderungen und der Haltung der heutigen völkischen Bewegung! Es scheint, als ob dieser der Sinn für die elementarsten religiösen Werte abginge, wenn man die immer wieder sich äußernde Entgeistigung namentlich junger Menschen beobachtet, die wenig Ehrfurcht vor der Ueberzeugung des Andern

[1]) Die Schriften Lagardes habe ich zusammengestellt in meinem Buch „Lagarde und der großdeutsche Gedanke", Univ.-Verlagsbuchhandlung Wilhelm Braumüller, Wien 1927.

haben und doch so oft gerade Lagarde als Kronzeugen für ihre Weltanschauung nennen. Während im Lager dieser nationalistischen Jugend andersdenkende Mitmenschen oft gehaßt und in wilder Erregung die Führer dieser andersdenkenden Volksgenossen nur noch als Verbrecher betrachtet werden, verlangt der feurige nationalistische Vorkämpfer Lagarde, gerade den „am schwersten zu ertragenden" Gegner zu achten.

Wenn man die Formen betrachtet, die der leidenschaftliche Kampf um einen völkischen Glauben oft annimmt, so ist man versucht zu zweifeln, ob dieser Glaube, für den doch so wild gekämpft wird, noch einer inneren Realität entspricht. In diesem Punkt hat Lagarde gerade heute ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu legen, wenn er davor warnt, die innere Realität durch Emphase, die mangelnde Ueberzeugungskraft durch rednerische Geschicklichkeit zu ersetzen:

Wirkliche Religion nimmt sich stets die Freiheit, das ganze Leben zu durchdringen. Sie ist nicht nur Sonntags von neun bis elf, bei Einsegnungen und Begräbnissen zu finden, sondern überall oder nirgends. Denn sie ist nicht eine vorübergehende Aufregung des Nervensystems. Sie ist das Horchen des Schülers auf die nur flüsternde, aber nie schweigende Stimme des Gottes, der in Allem, in Kleinstem und Größtem redet und dessen Sprache nicht auf die Paragraphen einer für alle gültigen Grammatik abgezogen, aber von Jedem gehört und verstanden werden kann, der sie hören und verstehen will. Sie ist das stille, aber unaufhaltsame, harmonische Auswachsen des eigensten Wesens, das weil von Gott geschaffen zu sein gewiß, auch überzeugt ist, daß gerade seine vollste und eigentümlichste Entwicklung mit der vollsten und eigentümlichsten Entwicklung des ebenfalls von Gott gedachten Nächsten stets nur einen richtigen Akkord geben wird. Sie ist Heimweh, die bittersüße, wie eines Atems Steigen und Fallen rastlos durch die Seele webende Sehnsucht des Kindes, nach Hause zu kommen.

3. Diktatur und Gewissensfreiheit

Wenn zwischen der Diktatur Mussolinis und der römischen Kirche auch starke Spannungen vorhanden sind, so ist doch ihre geistige Haltung wesensverwandt. Die deutsche völkische Bewegung ist in ihrer besonderen Ausprägung des Nationalsozialismus, der schon rein äußerlich durch seine italienische Grußform seine Herkunft verrät, wie die römische Kirche den selbständigen Einzelpersönlichkeiten feindlich gesinnt. Unter dem Druck der Uniformität unterbleibt oft die freie Meinungsäußerung oder die Begründung eines Urteils, weil sie als Beleidigung oder Unart betrachtet werden könnte, wenn sie ausgesprochen wird, nachdem das Wort des Führers gefallen ist.

Gegenüber einer solchen Tendenz zur Gewaltherrschaft verkündet Lagarde die Gewissensfreiheit des autonomen Menschen. Er vertritt mit leidenschaftlichem Feuer die Ueberzeugung, daß die Zukunft der irdischen Geschichte überhaupt und die Zukunft des deutschen Volkes im besonderen an den einzelnen Menschen hänge und nicht an der Schulung der Massen. Die Kräfte, auf deren Erhaltung nach seiner Meinung alles ankommt, sind die Individualitäten, deren Reichtum eine Vorbedingung alles Gedeihens ist. Nur das Dasein „origineller, ganz ihren eigenen Weg gehender, von Grund ihres Herzens mutiger und frommer Menschen, welche nur um Gottes willen handeln und leben", vermag die „brutale Tyrannei des Allgemeinen" zu durchbrechen. Jeder von Gott gewollte Mensch muß anders sein als sein Nebenmensch, und in jedem innerlich wiedergeborenen Menschen ist göttliche Kraft lebendig. Diese Einzelpersönlichkeit, „welche um Gottes willen Schande und Elend trägt, Ehre und Wohlleben verachtet, den Tod nicht fürchtet und zuversichtlich genug ist, ein ewiges Leben ertragen zu wollen", ist ihm der einzige Lichtblick in Geschichte und Zukunft der Welt, die sich in Finsternis hüllt, wenn diese Individualitäten ausgelöscht werden.

Die Kraft und Klarheit der Nationalität hängt in jedem Volk davon ab, wie viele Einzelmenschen „das in ihnen schlummernde Gottesbild herauszuarbeiten bemüht sind". Darum ist jede „Dutzendbildung", welche „von oben her künstlich fabrizieren will, was aus der Tiefe in vollster Freiheit wachsen muß", der Todeskeim des nationalen Daseins überhaupt.

Diese Haltung Lagardes ist ein Stück indogermanischen Glaubens, der sich weder selbstischer Willkür, noch fremdem Willen beugt, sondern das bindende Gesetz im eigenen Innern sucht. Nicht im kleinen empirischen Ich, sondern in der ewigen Realität, mit welcher er sich verbunden erlebt.[2])

4. Kritik des Christentums

Wenn Lagarde das Christentum ablehnt, so richtet er sich gegen das kirchlich-dogmatische Christentum, welches aus einer Verbindung des ältesten Evangeliums mit jüdischen, griechischen und römischen Elementen entstanden ist. Er stellt fest, daß es kurze Zeit nach dem Auftreten Jesu schon unmöglich war, über ihn historische Wahrheit im Sinne der Wissenschaft zu treffen und schließt daraus, daß sein Wort und sein Leben ein die Zeit änderndes Element war. Diese Schlußfolgerung entspringt aus der Ueberzeugung, daß geschichtliche Ereignisse viel sicherer erkannt werden aus den Bahnstörungen, die sie verursachen und aus der Tatsache, daß sie ein unauflösliches Geheimnis in der Weltgeschichte zurücklassen als durch die Anschauungsberichte ihrer Zeitgenossen. Das Wesen großer Männer ist ihre umgestaltende Kraft, die sich in verschieden gearteten Menschen verschieden auswirkt und aus diesen Verschiedenheiten einen Ausgleich schafft im historischen Mythus. Die historische Mythologie ist die Inventarisierung der Neugestaltungen, die durch historische Personen hervorgerufen wurden.

Die Persönlichkeit Jesu hält Lagarde für so gewaltig, daß er glaubt, die Menschen seien schon in dem Augenblick anders geworden, in dem sie sich auf ihn besannen. Sie hätten Teile seines Wesens in sich entdeckt und darum auch Teile ihres Wesens in ihn versetzt. Aber letzten Endes vertritt er den Standpunkt, daß man von der Persönlichkeit Jesu sehr wenig wisse, daß von seiner Lehre nur ein Teil bekannt sei und daß seine Apostel unfähig waren, von ihm zu berichten.

Auch was Paulus von Jesus Christus und seinem Evangelium sagt, kann nach Lagarde nicht zuverlässig sein. Er findet es unerhört, „daß historisch gebildete Männer auf diesen Paulus irgend welches Gewicht legen", der Jesus nie gesehen und noch viel weniger mit ihm persönlichen Umgang gehabt habe. Aus den schlechtesten Quellen historischer Erkenntnis, aus Haß gegen Jesu Jünger und später durch eine Vision, seien seine Beziehungen zu Jesus erwachsen. Seine Vision auf der Reise nach Damaskus ist nach Lagarde die Halluzination eines Fanatikers, die sein Wesen in das Gegenteil umschlagen ließ. Er findet es unbegreiflich, auf die Lehre eines Mannes eine Kirche zu bauen, der offen zugibt, den Stifter dieser Kirche nie gekannt zu haben, allen seinen Freunden absichtlich aus dem Weg gegangen zu sein und sein Wissen einer himmlischen Erscheinung zu verdanken. Er sieht ein Verhängnis darin, daß Paulus den Tod Christi und dessen Auferstehung feiert, und daß alle christlichen Kirchen das jüdische Prinzip übernommen haben, die Einmaligkeit des göttlichen Willens und die Vergangenheit als Objekt religiöser Gefühle zu betrachten. Die Theologie des Paulus wird also völlig beiseite geschoben, gerade jene Theologie, welche die Stücke des Glaubens enthält, die dem Kirchenchristen das Seelenheil bedeuten.

So lehnt Lagarde die jüdische Form des Christentums ab. Weil aber die römisch-katholische Kirche, die sich mit der gärenden Masse vermischte, kraft ihrer irdischen Natur die Weiterentwicklung verhindert und Erstarrung herbeigeführt habe, lehnt er auch den Katholizismus als Religion ab. Und der orthodoxe Protestantismus, welcher „ein durch die Chemie der Geschichte zu einem ganz eigenartigen Stoff zusammengeschmeltztes und also nur durch Chemie zu zersetzendes Gemenge durch Subtraktion in einen den Gefühlen der Reformatoren entsprechenden Urzustand eines seiner Teile überführen wollte", ist er in gleicher Weise unfähig, „den Weg zum Leben mit Gott" zu zeigen.

Darum erhebt Lagarde die Forderung, daß die Glaubenslehre nicht auf Behauptungen der christlichen Kirche und auch nicht auf Aussprüche der Bibel sich gründen dürfe, sondern allein auf das Evangelium, welches die Idee vom Reich Gottes

[2]) Vgl. dazu das für die Betrachtung dieser Probleme außerordentlich anregende Aprilheft der Zeitschrift „Kommende Gemeinde": „Das deutsche Volk im Kampf um seinen Glauben". Herausgegeben von Prof. J. W. Hauer, Tübingen. 4. Jahrg. April 1932, Heft 1, 2. Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig.

an die Spitze seiner Lehre und die Forderung der Vollkommenheit an die Spitze seiner Forderungen stellt.

Was versteht Lagarde unter diesem „Evangelium"?

Er erklärt:

„Das Evangelium ist eine durch religiöse Genialität gefundene Darlegung der Gesetze des geistigen Lebens."

Das Wesen des Evangeliums ist Beschreibung, ebenso wie Physik und Chemie Beschreibungen sind. Es wird bestätigt durch die Beobachtung des Lebens. Ob die Anschauungen über das Reich Gottes, über die Sünde oder die Erlösung von der Sünde dem Evangelium entnommen werden oder der Beobachtung des Lebens entspringen, sie haben den gleichen Wert wie die Gesetze der Physik oder der Chemie. Daher ist die Philosophie für den Inhalt des Evangeliums so wenig eine Quelle wie für die Ergebnisse der Naturwissenschaft. Der Einfluß der platonischen und aristotelischen Philosophie auf die dogmatische Entwicklung des Christentums in der Periode, in welcher die im Protestantismus und Katholizismus gleichmäßig gültigen Grundlehren der Kirche festgestellt wurden, bedeutet nach Lagarde, daß alle diese Dogmen unverbindlich sind. Die Wirkung eines so typischen Vertreters des indogermanischen Glaubens wie Plato auf das Evangelium wird als unheilvoll betrachtet.

In diesem Zusammenhang hält Lagarde auch den Religionsbegriff des Christentums für falsch. Für die Religion ist nicht die Vorstellung von Gott oder der Gedanke über ihn entscheidend, sondern die persönliche Beziehung zu ihm: „Sie ist unbedingte Gegenwart, Hoffnung auf die Zukunft nur insofern, als der Umgang mit dem Ewigen Jedem, der ihn übt, die unumstößliche Gewißheit gibt, daß auch er selbst ewig ist." Aus dieser Erkenntnis heraus lehnt er jede Beziehung historischer Ereignisse zur Frömmigkeit als unmöglich ab. Er gibt zu, daß man sagen kann, eine objektive Tatsache sei zu einer bestimmten Zeit zum erstenmal religiös erfaßt worden. Das Entscheidende aber sieht er in der Wirkung der Tatsache, nicht in ihrem Kalenderdatum. Die Einzelheiten des Vorgangs zu kennen, der in Gottes Augen nur ein Mittel zum Zweck ist, darauf kommt es nicht an.

Es ist für den religiösen Menschen weniger wichtig, an den „ausschließlichen Wert einer altersgrauen Begebenheit" zu glauben, als sich von der Kraft, welche in dieser Begebenheit zur Geltung gekommen ist, innerlich umgestalten zu lassen. Jesus hat auf seinen Tod nicht den Nachdruck gelegt, welchen die Kirche auf ihn legt. Er redet schon bei seinem ersten Auftreten vom Evangelium und vom Reich Gottes. Das Evangelium liegt nur in dem, was er selbst sagt. Er sieht das Reich Gottes in sich selbst als Urzelle der neuen Bildung: sein Leben, nicht sein Tod ist die Grundlage des Reiches Gottes.

Die Einmaligkeit des religiösen Geschehens kann seiner Ueberzeugung nach den Menschengeist nicht befriedigen. Sie ist nicht Religion, sondern Sentimentalität, die sich ins Vergangene versenkt. Das Bewußtsein von dem immanenten Leben ewiger Gewalten in der Zeit verschwindet in dem Maß, in welchem die von Jahr zu Jahr schwächer werdende Erinnerung uralter, sich nicht erneuernder Tatsachen als Religion angepriesen wird. Religion ist nach Lagarde nicht ein Meinen, Glauben, Vorstellen, sondern ein Leben.

Dieser unendliche Rhythmus, der ewige Kreislauf des Werdens und Vergehens, dem Lagarde hier das Wort redet, ist ein Stück indogermanischer Glaube, der nicht gebunden ist an Einen Punkt der Geschichte, an Einen Ort, an Eine Person als Mittler zu Gott.

3. Die germanische Naturanlage in der Kirche der Zukunft

Bei dem Versuch, das germanische Erbgut der deutschen Nation zu erfassen, glaubt Lagarde zu entdecken, daß Jesus übereilt gehandelt habe, als er das Menschentum zur Krone des irdischen Daseins erklärte. Das ethische Leben schreitet nach seiner Meinung nicht sprunghaft fort und Jeder schadet ihm, der eine sprunghafte Entwicklung fördert. Es war ein Irrtum, daß Jesus vom palästinensischen Juden ohne ein Zwischenglied sogleich beim Menschen ankam, wenn es auch begreiflich ist, „daß ein mit dem Instinkt des Ewigen begabter Mann vor den ihn als Masse umgebenden Juden eine Abscheu empfand".

Lagarde macht einen Unterschied zwischen Israel und Judäa und führt ihn darauf zurück, daß Israel ein naives Volk wie alle andern Völker war, das keine Antipathien einflößte, Judäa dagegen ein Kunstprodukt. Esdras und die Pharisäer hatten die Nachkommen des alten Israel zu Juden gemacht. So ist es gekommen, daß die unangenehmen Eigenschaften des israelitischen Nationalcharakters den Anspruch erhoben, gottgewollt zu sein. Jesus hat nach Lagarde erkannt, daß der Gegensatz nicht ursprünglich ist (Matth. 19, 8, Römer 5, 20). Aber er hat nicht gesehen, daß die Seele der jüdischen Nation eben dieses nicht ursprüngliche Gesetz war und daß Jeder ein Zerrbild wird, dessen Lebensmittelpunkt nichts Ursprüngliches ist. Jesus hat eine Nation im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht gekannt, darum hat er den Sprung aus der ihn anwidernden „Homunkulität" seiner Umgebung in das Menschentum mit innerer Notwendigkeit wagen müssen, während er allmählich über Geschlecht, Stamm und Volk zu diesem Menschentum hätte vorschreiten sollen.

Dem einzelnen Juden gegenüber hatte Jesus „mit voller Genialität" die Notwendigkeit der inneren Wiedergeburt betont, welche der alten Natur und jeder „Manier des geistigen Exerzierplatzes" feindlich gesinnt ist. Die jüdische Nation als Ganzheit konnte sich nicht aus den Fesseln der Dressur befreien.

Unter diesem Gesichtspunkt stellt Lagarde in analoger Betrachtung fest, daß die deutsche Nationalität nicht in den „gebildeten", sondern in den ungebildeten Untertanen liege, in den gebildeten nur insofern, als sie „über den wirklichen Tatbestand völlig klar Bescheid wissen". Wie das Judentum ist auch das jeder Urwüchsigkeit entbehrende Deutschtum ein Kunstprodukt, ohne Homunkulität.

Das wahre Deutschtum erblickt Lagarde in den „unschuldig herben Formen deutschen Rechts" und in den alten Sagen und Bräuchen unserer Nation, wie sie in der „Mythologie" des Romantikers Jakob Grimm aufgeleuchtet waren. Eine deutsche Geschichte, so glaubt er, hat es im Grunde noch nie gegeben. Und durch keine Entwicklung ist die ureigene Individualität der Nation gerettet worden: „Es gibt keine ordinärere, undeutschere Melodie als die vielgepriesene Wacht am Rhein", tadelt Lagarde; „neben der Wartburg sitzt ein Wirtshaus, in welchem aller Schmutz und Gestank neudeutscher Kulturkämpfer sich breit macht", und Wodan hat sich „wie ein Verbrecher" verkleiden müssen. Er will, daß das „deutsch redende Gezücht" zertreten werde, das fremden Göttern dient.

Der ruhende Pol, an dem Lagarde seine germanische Haltung orientiert, ist die Erkenntnis, daß nichts auf der Welt etwas Anderes werden kann, als was in seiner göttlichen Bestimmung begründet liegt. Die Orginalität ist das höchste Gesetz allem von Gott Geschaffenen gegenüber, dem alle artfremden Einflüsse weichen müssen oder wie Goethe sagen würde, die geprägte Form, die lebend sich entwickelt. So sieht Lagarde die Gesetze des geistigen Lebens: das Evangelium.

Er befindet sich hier im schärfsten Gegensatz zum Tannenbergbund, der durch Mathilde Ludendorff verkünden läßt, das Evangelium bedeute eine Blut- und Rassenmischung: „Wird der Jahweglaube diesem Menschenbrei gelehrt werden . . ., so werden eben Juden die Leichenwärter in der Leichenhalle Menschheit." (Deutscher Gottglaube.) Lagarde kommt aus der gleichen Grundhaltung heraus zum gegenteiligen Ergebnis, indem er findet, daß die Forderung des Evangeliums ein artgemäßer Glaube insofern ist, als dieser das Gesetz der geprägten Form erfüllt.

Während Mathilde Ludendorff zum deutschen Gottglauben hinführen will, aber weder einen Gottglauben, noch eine religiöse Haltung im Sinn unserer Ahnen bringt, sondern eine veraltete Naturphilosophie, sucht Lagarde nachzuweisen, daß es eine Naturreligion überhaupt nicht gibt. Er geht davon aus, daß Religion nie eine Beziehung zur Natur habe, sondern innerhalb der menschlichen Gemeinschaft verlaufe. Deshalb personifiziert der Mensch die Natur, ähnlich wie das Kind eines deutschen Bauern auch in Frankreich die Gegenstände mit deutschem Namen nennt. Nur weil dem Menschen der Mensch,

der Heros, allein denkbar, allein innerlich bekannt ist, heroisierte er die Naturvorgänge.

Die Mythen sind weder ursprünglich, noch sind sie ein Ausdruck der Religion. Sie sind Kultusmaterial einer Priesterschaft, keine Aeußerungen eines originalen Lebens. Sie sind nur Mittel, um den Nachklang eines originalen, aber vergangenen Lebens im Interesse der Priesterschaft festzuhalten: „die Edda ist der krankhafte Mißverstand einer gelehrten, dem germanischen Volk aufgezwungenen Symbolsprache. Aus der Karikatur eines Mißverständnisses der Religion läßt sich nur mit äußerster Vorsicht auf die Religion schließen."

In seiner Betrachtung der Geschichte scheint Lagarde stark vom indogermanischen Glauben abzuweichen. Während im indogermanischen Bereich die eherne Macht des Schicksals herrscht, verkündet Lagarde den liebenden, planenden Gott, der im kleinsten Geschehnis sichtbar wird, und dessen Ziel ist, die einzelnen Seelen im irdischen Dasein für die Ewigkeit ausreifen zu lassen. Aber dieser Glaube ist bei ihm keine Vermenschlichung des ewigen Waltens, kein Austüfteln des göttlichen Planes: „es ist Gottes Geheimnis, was mit den vom Leben erzogenen Seelen werden soll". Es sind deutliche Anklänge an die Yogalehre, wenn Lagarde den Nachdruck legt auf die innere Umgestaltung durch die Kraft des Ereignisses: auch für den Yogin ist der Weg zur Erkenntnis kein Weg intellektueller Prozesse, sondern eine radikale Wandlung des gesamten Menschseins, eine Verschmelzung mit der mystischen Grundkraft, welche die Ursache jedes sittlichen Gebotes ist.

Aus germanischem Geiste sucht Lagarde das Christentum neu zu gestalten, aber seine Form des Christentums ist eine andere als die klassische Gestaltung, wie sie bei Paulus und Luther zu finden ist. Er geht davon aus, daß jeder geistige Besitz in seiner Entstehung unverkennbar ist, stets an einer Person haftet und sich nur fortpflanzt in einer Lebensgemeinschaft. Unter allen Religionen ist das Evangelium die erste gewesen, welche die Religion in untrennbare Verbindung mit einer Person brachte und als erste und letzte die Notwendigkeit einer Gemeinschaft, einer Kirche gefordert hat. Während Zarathustra und Moses nur fordernde Gesetzgeber sind, verkündigt Jesus und lebt zugleich vor. Das Evangelium fällt in gewissem Sinn mit seiner Person zusammen. Daraus schließt Lagarde, daß man über das Evangelium nicht hinauskomme, aber auch, daß man es nur erfassen könne in einem Kreise, der es erfaßt hat.

Die Form des Christentums, die Lagarde verkündet, ist die Einheit in einer lebendigen Glaubensbewegung, die sich gründet in der schaffenden, ewigen Wirklichkeit selber:

Mit dem Anerkennen der Ideale ist Etwas getan, aber nicht viel. Was uns nottut, ist der Versuch, mit diesen Idealen praktisch Ernst zu machen, das Ideal der Herzen in eine sichtbare Gemeinde zu übersetzen, welche auf nichts aus wäre, als zu sein und welche in der vollendeten Anspruchslosigkeit eines allein mit dem Ewigen beschäftigten Lebens ohne Worte das Evangelium predigte.

Es wird notwendigerweise auf eine Stätte für die Sakramente zu sinnen sein, in welcher sie zu wirken imstande sind, auf eine Verbindung aller derer, welche vor Gottes Augen leben wollen, welche auf die durch des höchsten Meisters Hand in Angriff genommene Bildung ihrer Seele achten und ihr danken. Alles Geistige muß auf Erden einen Leib haben, um in der Geschichte tätig sein zu können: dieser Leib baut sich von selbst auf, wo man den Geist nicht hindert, ihn zu bauen.

6. Die arteigene Religion

Die von Lagarde erstrebte Glaubenseinigung im deutschen Volk ist keine Uniformität im Sinne des Tannenbergbundes, der mit seiner Erlösung von Jesu Christo glaubt, das deutsche Volk als Gesamtheit wieder zu einer germanisch-indogermanischen Haltung zurückführen zu können. Lagarde will keine Einheitsreligion, die den Reichtum der Individualitäten verwischt. Er läßt auch den verschiedenen Glaubensrichtungen die Freiheit ihrer Existenz, ja er fordert sogar eine Steigerung ihres individualistischen Lebens, um eine Entscheidung herbeizuführen, die im Angesicht der ewigen Mächte gefällt wird: „Die Nation wird tausendfältige innere Bereicherung erfahren, wenn jene nicht nur Keime einer Zukunft, Reste hoher Vergangenheit, Trabanten eines Mondes bleiben, sondern Sonnen werden."

Lagarde ist auch weit entfernt zu glauben, daß je wieder eine Richtung, etwa die protestantische oder die katholische Konfession, in Deutschland die allein herrschende werden könnte. Aber nicht die bluthafte Differenziertheit des deutschen Volkes ist der Grund, auf den er sich stützt, sondern die Anschauung von der „inneren Unmöglichkeit" der orthodoxen Glaubensrichtungen. Die Unterschiede der Rasse hält Lagarde nicht für entscheidend. Er vertritt den Standpunkt, daß man auf die Rasse „nur bei Pferden, Rindvieh und Schafen" Gewicht legen könne und daß der Geist auch die Rasse überwinden soll, soweit es sich um einzelne fremdartige Menschen handelt. Damit gibt er zu, daß der Glaube seinem innersten Wesen nach nicht an die Rasse gebunden ist.

Die fremde Rasse als Nation dagegen erscheint ihm ein Hindernis in der Bildung einer arteigenen Religion, weil der Instinkt des Volkes sie ablehne. Er will Antisemit sein, „weil die unter uns wohnende Judenheit Anschauungen, Gebräuche und Ansprüche vertritt, die in die Zeiten nach der Völkertrennung, nahe an die Sintflut zurückreichen und die unter uns so seltsam aussehen wie Feuersteinmesser und Pfeilspitzen aus Nephrit". In seinem Bestreben, die völkische Originalität als göttliche Idee klar auszubilden, lehnt Lagarde auch das indogermanische Empfinden ab:

Wir Deutsche wissen, daß wir indogermanischer, arischer Abstammung sind. Aber wir empfinden uns nicht als Indogermanen oder Arier, sondern als Deutsche, geschieden von den ebenfalls dem indogermanischen Stamme angehörenden Romanen und Slawen, geschieden sogar von den nicht deutschen Germanen.

Lagarde hat an einer Stelle die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Lösung des Problems erst in Jahrhunderten gefunden werden könne. Er stellt sich auch hier in einen Gegensatz zum Tannenbergbund, indem er betont, daß eine Religion nicht von heute auf morgen „herzustellen" sei, daß sie die Seele eines Volkes bilde und daß sich über ihre Gestalt nichts aussagen lasse, weil diese „lediglich von den Momenten abhängt, welche an ihrer Erwerbung sich beteiligen". Er scheint ein feines Gefühl für die Notwendigkeit polarer Spannungen zu besitzen und er weiß, daß die Tatsache der Auseinandersetzung zum heilschaffenden Schicksal des deutschen Volkes gehört. Die Kirche habe die Gemüter solange befriedigt, sagt er, solange an ihr gebaut worden sei, aber als sie fertig war, habe man sie verlassen:

Sollten daher nicht auch wir die Befriedigung eben da finden können, wo sie unsere Altvorderen fanden, im Bauen? Sollten wir sie nicht im Bauen finden müssen, da die Jahrhunderte vor uns gezeigt haben, daß Menschen niemals mehr tun können, als anfangen oder fortfahren, und wenn sie an das Vollenden gelangt sind, des Vollendens müde, doch wieder von vorne anheben?

7. Völkergrenzen

Der Gedanke, daß außerhalb der artgemäßen Glaubensform etwas existiert, was nicht nationgebunden ist, leuchtet in der Ideenwelt Lagardes wiederholt auf. Die Forderung der Originalität hat für ihn eine übernationale, transzendente Geistigkeit. Sie besteht „überall, nicht nur in Deutschland". Das mangelnde Verständnis für Völkergrenzen, das im Tannenbergbund und häufig auch in der nationalsozialistischen Bewegung zum Ausdruck kommt, ist ja charakteristisch für die völkische Religiosität, von der Lagarde auch in diesem Punkt entscheidend abweicht. Für Lagarde ist nicht nur die Idee der Nation, sondern auch die Idee der Menschheit „ein unmittelbarer Gedanke des Schöpfers". Er redet nicht dem blinden nationalen Naturtrieb das Wort, weil er einen „polyphonen Chor von Völkern", dessen Einzelschicksale sich zu einem Gesamtschicksal zusammenfügen, als gottgewollt betrachtet. Während die völkische Bewegung, wie sie sich im Tannenbergbund offenbart, keine Beziehung zu einem geistigen, überweltlichen Gott, sondern nur eine Beziehung zum eigenen Blut kennt, weiß Lagarde um eine Höhe, wo die Völker sich in Menschheit verwandeln. Er läßt neben der arteigenen Religion der einzelnen Völker eine überstaatliche Universalreligion gelten, weil er auch in der Idee der Menschheit eine geprägte Form erblickt: die lebend sich entwickeln soll: „Weltreligion im Singular und nationale Religionen im Plural, das sind die Programmworte der beiden Gegner."

Stuttgart Richard Breitling

Hitlers „Mein Kampf"

Zwei Bände in einem Band. Ungekürzte Ausgabe. 1. Bd.: Eine Abrechnung. 2. Bd.: Die nationalsozialistische Bewegung. Elfte Auflage, 115.—124. Tausend. München, Franz Eher Nachfolger 1932. 782 S. Geb. 7.20 M.

1

Der erste Band erschien 1925, der zweite 1927. Geschrieben ist das Buch in der Festungshaft. Das Schlußwort stammt vom November 1926.

In der CW kommt der Name Hitler zum ersten Mal 1930 vor, in Nr. 7 vom 5. April, Sp. 351. Dort wird über eine Jahrestagung der Deutsch-christlichen Arbeitsgemeinschaft in Weimar berichtet. Major Buch, „ein engerer Mitarbeiter Hitlers", hat in der Diskussion „mit Nachdruck betont, daß die nationalsozialistische Bewegung den religiösen Belangen nicht fremd gegenüberstehe" und daß „von einer Abhängigkeit dieser Bewegung von Rom in keiner Weise die Rede sein könne". — Von Redaktions wegen wurde der Bewegung erst Aufmerksamkeit zugewandt, als sie uns durch einen Studentenkrawall an der Berliner Universität besonders naherückte: 1930, 23, 1162 „Unsre Söhne". Im Mittelpunkte des öffentlichen politischen Interesses stand sie ja seit dem 14. September 1930.

Unser Jahrgang 1931 brachte eine längere Artikelreihe über den Nationalsozialismus (Nr. 9, 10, 12 und 13), die heute noch lesenswert ist.[1]) Ueber Hitler steht dort geschrieben:

Adolf Hitler ist ein Mann, der über ungewöhnliche Eigenschaften verfügt . . . . Er ist ein Redner von faszinierender Rhetorik. Er ist ein Organisator großen Stiles. Er ist ein kluger Psychologe, der sich nicht von geistigen Verlockungen hinreißen läßt, sondern die Menschenmassen da erfaßt, wo sie am leichtesten und am stärksten zu packen sind: beim Gefühl und bei dem Wunsch, in prägnanten Formulierungen allgemeine Wahrheiten zu hören. Zudem verfügt Hitler über persönlichen Mut, eine außerordentliche Begeisterungsfähigkeit und eigene glühende Gefühle.

Aber die Eigenschaften, die „die tatsächlichen Voraussetzungen zum Führen sind, nämlich die strategischen" werden ihm abgesprochen:

Es fehlt ihm das, was einem Mann, der an der Spitze steht, die persönliche Sicherheit in sich selbst gibt: Kälte in der Analyse — vor allem sich selber gegenüber —, Härte bis zur Rigorosität, Vorurteilslosigkeit in großen Entscheidungen, ruhiger Ernst bei der Betrachtung der Dinge und jenes Maß von innerer Einsamkeit, das Unabhängigkeit und zähe Energie gibt . . .

So Friedrich vor Jahr und Tag. Inzwischen werden sich die Leser ihr eigenes Bild gemacht haben.

2

Hier handelt es sich nun heute um sein Buch. Heute? Ich schäme mich ein wenig für meine Redaktion, daß ich das Buch eines Deutschen, der eine so große öffentliche Rolle spielt, mit einer Auflage, die eben jetzt vielleicht schon die 124 000 überschritten hat, in der CW ignoriert habe. Indessen 1. bleibt jede Zeitschrift in hohem Grade von den Verlagshandlungen abhängig, ob die ihnen Bücher zur Besprechung schicken oder nicht. 2. hat das Buch doch ohne Zweifel in unserem engeren und weiteren Kreise kein besonderes Interesse erregt, sonst wäre ein Artikel darüber von selbst gekommen. 3. wurde ich persönlich von Ankauf und Lektüre andauernd dadurch abgehalten, daß man mir sagte, das Buch sei langweilig und ich würde es doch nicht lesen. Beinahe könnte ich hinzufügen, ich habe in meiner Nähe noch Niemanden gefunden, der auf meine Gewissensfrage hin versichert hätte, er habe das Buch zu Ende gelesen, Wort für Wort. Inzwischen habe ich aber bei meinem Suchen doch Leute gefunden, die solches von sich behaupten konnten. Und inzwischen habe ich es endlich selber gelesen, und zwar jeden Buchstaben.

Das Buch erscheint andauernd in seiner ersten Form. Dies ist das einzig Richtige, ja Mögliche. Die Entwicklung der Partei ist eine so rasche und umfassende, daß ihr Führer ihr mit Veränderungen des Textes nicht nachkommen könnte. Er müßte einen dritten Band hinzufügen. Das wird er aus guten Gründen bleiben lassen. Man will ja auch, wenn man das Buch in die Hand nimmt, nicht den heute so gewordenen, so mitten hinein in das problematische Getriebe der hohen Politik hineingeratenen Hitler daraus kennen lernen, sondern den werdenden, den damals noch unbekannten. Man soll keine Seite lesen, ohne daran zu denken, wann und unter welchen Umständen es geschrieben ist.

Friedrich sagt a. a. O. über das Buch nur wenige Zeilen:

Hitlers Buch „Mein Kampf" ist bei aller Gedehntheit und Schwerverdaulichkeit des Dargestellten eine Fundgrube psychologischen Materials über diesen Mann und infolgedessen interessant für Jeden, der Hitler, zu dem heute (1931) einige Millionen Menschen gläubig aufblicken, aus sich heraus kennen lernen möchte.

Wie steht es um die schriftstellerische Leistung? Friedrich spricht von Gedehntheit und Schwerverdaulichkeit. Wir beschäftigten uns schon damit, daß ohne Zweifel Viele, die doch sonst „alles lesen", das Buch nicht zu Ende gelesen haben, auch wenn sie es versuchten. Die Höhe der Auflage beweist nichts. Warum sollen von den Millionen Parteigenossen nicht hunderttausend das Buch gekauft haben? Gewiß Manche auch mit heißen Köpfen und Herzen gelesen. Aber dann danken sie das nicht dem schriftstellerischen Reiz, sondern ihrer Stellung zur Sache. Ich gestehe, ganz leicht ist es mir nicht geworden, das Ganze durchzulesen. Ich ermattete ungefähr nach 138 Seiten. Aber weil ich meinen Vorsatz ausführen wollte, setzte ich bei S. 363 wieder ein („Die erste Entwicklungszeit der NSDAP"). Und las mit wachsender Anteilnahme bis zum Schluß. Darnach holte ich mit unvermindertem Interesse auch S. 138—362 nach.

Die breite Rhetorik des Stils verdrießt den Gebildeten, der mit seiner Zeit geizt. Aber das Buch ist nicht schlecht geschrieben. Es gibt reines Deutsch. Nur ein einziges Mal stolperte ich über eine Sprachdummheit: „ab heute". Es fehlt nicht an glücklichen, drastischen Wendungen. Es fehlt an originellen Gedanken. Es fehlt an Sachen und Gründen. Kurz, es fehlt am Gehalt. Man wird — wenn man nicht als kritikloser Anhänger genießt — ermüdet durch den spärlichen Gewinn an Einsichten. Das Pathos der Rede allein tut's nicht. Wo einem aber echte glühende Leidenschaft entgegenschlägt, da handelt es sich für den Leser nicht nur mehr um die schriftstellerische Gabe.

Insbesondere enttäuscht, daß das Biographische nicht ganz anders zur Geltung kommt. Werke von Menschen aus dem Volke — wahrhaftig, sie können unsereinem wertvoller sein, als Autobiographien von Gelehrten. Ich denke an die Arbeiterleben, die Paul Göhre einst herausgegeben hat, von Wenzel Holek und Andern. Aehnliches durfte man auf den ersten Bogen von Hitler erwarten. Es ist auch davon etwas da. Aber doch mangelt die Anschaulichkeit. Es ist dem Verfasser trotz seinem unüberbietbaren Selbstbewußtsein nicht darum zu tun, uns seine Geschichte zu erzählen. Er will uns seinen „Kampf" schildern, die Ideen einhämmern, die ihn bewegen, und uns zu seinem Urteil herüberzwingen. Wenn man darauf achtet, wo er beredt und leidenschaftlich wird, kann man ihm geradezu eine selbstlose Sachlichkeit zuerkennen. Es fehlt auch nicht zur Kritik an dem Geschauten und Erlebten die positive Kehrseite: das „Programm". Es fehlt nicht an Zukunftsgedanken. Nur substantiiert müßten sie ganz anders sein. Auch werden sie dadurch nicht neu, daß sie — in erstaunlichen Variationen — immer und immer wieder vorgetragen werden.

Beachtenswert, wie Hitler ganz in seinen österreichischen Erfahrungen wurzelt. Eine der für unsereinen interessantesten Episoden ist seine Schilderung der dortigen Los-von-Rom-Bewegung und seine Meinung darüber.

Wie die heiße Liebe zu deutscher Art und deutschem Volk unwiderstehlich in ihm erwacht und ihn ganz in Beschlag nimmt, liest man mit innerer Anteilnahme.

Aber der Haß ist bei ihm stärker als die Liebe. Es fehlt dem Buche alles persönlich Liebenswürdige. Ergreifend nur etwa, wie Hitler des Dietrich Eckart gedenkt (S. 781) oder der 16 Gefallenen vom 9. November 1923 (Vorwort). Aber auch da bricht der Gedanke an den erfahrenen Widerstand beherrschend durch aus treuem Gedenken an die Toten. Geradezu

[1]) In Nr. 16 desselben Jahres folgten: „Der Kommunismus in Deutschland". In Nr. 17, 18, 19, 20 Betrachtungen zum „Marxismus".

enttäuschend ist das Kapitel über den Krieg: aber, bezeichnend genug, wesentlich für sein Verständnis ist das darauf folgende über die Kriegspropaganda.

3

Ueberschaut man nun das Ganze auf seinen sachlichen Inhalt, so erkennt man nur einen tragenden Gedanken: das antisemitische Dogma.

Vieles sonst wird angerührt. Ausführlich wird Ziel und Raison der nationalsozialistischen Außenpolitik geschildert. Warum nicht? Keine Verantwortung zügelt die Phantasie. Hitler wird heute die Schwierigkeiten anders sehen. Aber das Wunschbild wird noch dasselbe sein. Und die Naivität, mit der die Anhänger es preisen.

Von Innenpolitik erfährt man wenig. Marxismus ist Schlagwort. Gleichbedeutend mit Pazifismus, Judentum, Vaterlandsverrat. Der Jude Marx ist ein Giftmischer. Der von ihm ausgehende Giftstrom vernichtet planmäßig alle nichtjüdischen Staaten. Und keiner von den beamteten Staatslenkern hat es auch nur der Mühe wert gefunden, das Wesen dieser Lehre zu studieren! (S. 169, 185, 234, 257, 350, 420 u. a.)

Wenn je ein Dogma kritiklos gepredigt und hingenommen worden ist, so hier das des Antisemitismus. Begründung? Es genügen „Die Weisen von Zion", die für 90 Pfennige im selben Verlage zu haben sind. Nicht einmal das Alte Testament wird ausgenützt. Immerhin schildert eine Abhandlung von zwanzig Seiten (338 ff.) den „Werdegang des Judentums".[2])

Positiv dem gegenüber die Arier als Wahrer höchsten Menschentums, Gottes eigentliche Schöpfung. „Wer die Hand an das höchste Ebenbild des Herrn zu legen wagt, frevelt am gütigen Schöpfer dieses Wunders und hilft mit an der Vertreibung aus dem Paradies." (S. 421, dazu 431, 485, 732, 742, 168 u. a.) Humanität ist von untergeordneter Bedeutung (195). Hauptsache ist das Blut. Alle Probleme des Lebens werden lächerlich klein, wenn man sie an diesem mißt. „Sie alle sind zeitlich beschränkt — die Frage der Bluts-Reinerhaltung oder Nicht-Reinerhaltung aber wird bestehen, so lange es Menschen gibt" (360). Die nationalsozialistische Bewegung hat dafür zu sorgen: „daß das deutsche Volk rassisch zur Besinnung gelangt und sich außer der Zucht von Hunden, Pferden und Katzen auch des eigenen Blutes erbarmt" (732).

Man läßt sich jeweilen gern an die Forderungen einer wahrhaft eugenischen Sexualethik erinnern. Aber die Brutalität eines hirnverbrannten Rassenfanatismus beraubt einen dann wieder des heilsamen Eindrucks. Ob das Judentum bis heute sich mehr durch sein Blut als durch seine Religion erhalten habe, darauf wollen wir hier nicht eingehen. Tatsächlich zeigt sich der Hitlerianismus als Erbe des engsten jüdisch-alttestamentlichen Nationalismus. Die Abrahamsverheißungen usw., streng physisch gefaßt, wendet der Hitlerianismus fast wörtlich auf Arier, Germanen, Deutsche an. Schon manche Nation hat sich im Laufe der Weltgeschichte als das auserwählte Gottesvolk gefühlt und gebärdet: laut Hitler und seinen Gläubigen sind wir an der Reihe. Schad um so viel echte Volks- und Vaterlandsliebe! Warum muß sie zur Karikatur werden?

Und wenn es Ernst wird? Und „mein Kampf" — „mein Sieg" wird? Ich rede nicht von dem Hitler von heute. Teils weil ich ihn nicht kenne, teils weil er gewiß weithin ein bewußt anderer geworden sein mag. Aber seine Grundtriebe liegen in diesem Buche offen zu Tage. Und darnach gibt es zum Heil für Volk und Vaterland, ja zur Rettung der Menschheit (in diesem messianischen Bewußtsein) nur ein klares, selbstverständliches positives Ziel, nur eine heilige Pflicht: Ausrottung der Juden und der Novemberverbrecher. (Die beiden sind eins und dasselbe.) Man bekommt da zu lesen:

Kaiser Wilhelm II. hatte als erster Deutscher Kaiser den Führern des Marxismus die Hand zur Versöhnung geboten, ohne zu ahnen, daß Schurken keine Ehre besitzen. Mit den Juden gibt es kein Paktieren, sondern nur das harte Entweder-Oder. (225)

Wer all die Opfer überdenkt... der wird verstehen, daß man diese Kreaturen nur mit Worten wie Schuft, Schurke, Lump und Verbrecher bezeichnen kann. (302)

Die kanaillösen Führerkreaturen des Jahres 1918, die damals zwei Millionen Tote eiskalt mit Füßen traten, um besser in die verschiedenen Regierungsstühle hereinklettern zu können. (771)

Im übrigen ist meine Stellungnahme die, daß man nicht kleine Diebe hängen soll, um große laufen zu lassen, sondern daß einst ein deutscher Nationalgerichtshof etliche Zehntausend der organisierenden und damit verantwortlichen Verbrecher des Novemberverrats und alles dessen, was dazugehört, abzuurteilen und hinzurichten hat. (610 f.) [3])

Der dies schrieb, wäre vor etlichen Wochen beinahe unser Reichspräsident geworden. 13 417 460 Deutsche haben ihm ihre Stimme gegeben. Und was damals nicht wurde, kann noch werden.

Man braucht solche Wendungen wie die obigen nicht tragisch zu nehmen? Sie gehören zum Stil? Aber le style c'est l'homme. Ich vermute, daß eben um dieser Entgleisungen willen, die sich durch das ganze Buch hindurchziehen, Viele es nicht zu Ende lesen. Es offenbart sich hier ein Mangel an Bildung. Nicht an Schulbildung, die ist gar nicht schlecht. Sondern an Herzensbildung, an religiöser Bildung. An politischer Bildung wird der Mann ohne Zweifel zusehends wachsen. Aber an innerem Wachstum darf es auch nicht fehlen, wenn er unserem Volke noch zu einem wirklichen Segen werden soll.

Das Fatalste am Buche ist mir offengestanden Hitlers Behandlung der Masse. Im Erlebnis des Emanzipationskampfes der Arbeiterschaft ist unsereiner von seinem Standes- und Bildungshochmut zu einer besseren Schätzung der Masse gediehen. Enttäuschungen hat sie einem genug bereitet. Aber wenn man politisch oder sonst unter ihr arbeitete, tat man es, um sie redlich zu gewinnen, indem man sie „überzeugte". Für Hitler, den Virtuosen der Massenbehandlung, ist das Unsinn. Es gehört zu seiner messianischen Methode, daß er der Masse keine Intelligenz zutraut, sondern ihr Gefühl bearbeitet und damit ihren Willen bestimmt. Skrupellos predigt er geradezu diese Kunst und zeigt damit offen die Ursache seiner Erfolge. Einem Zauberkünstler vergleichbar, der dem Publikum seine Geheimnisse offenbart. Ich gestehe, daß er mir den Glauben an die Masse erschüttert hat. Aber wo bleibt bei seiner Methode die schlichte Redlichkeit?

Es sollte hier von nichts die Rede sein als von dem Buch. Von dem 1924 auf der Festung Landsberg am Lech geschriebenen Buch. Viel Wasser ist seitdem den Lech hinuntergeflossen. Noch hört er nicht auf zu fließen. Wie wird es in unserm Vaterlande aussehen, wenn wir einmal wieder desselben Weges fahren?

Hohemark (Taunus) Martin Rade

Der Weg der dialektischen Theologie

Der Weg der dialektischen Theologie durch die kirchliche Welt. Eine kleine Kirchenkunde der Gegenwart.

Von Adolf Keller. München, Chr. Kaiser 1931. 212 S. 3.80 M.

Die nachstehende Beurteilung fällt zwiespältig aus, weil mir das Buch selbst als zwiespältig erscheint. Es hat den Untertitel: „Eine kleine Kirchenkunde der Gegenwart". Dieser Untertitel spricht genau genommen von einem anderen Thema als der Haupttitel: „Der Weg der dialektischen Theologie durch die kirchliche Welt". Das berufliche Interesse Kellers, der als Dozent der Kirchenkunde mit dieser Schrift seinen Dank für die Verleihung der Doktorwürde abstattet und der als ein Führer ökumenischer Arbeit bekannt ist, gilt dem Gegenstand, den der Untertitel bezeichnet. Das Buch bietet einen Querschnitt durch die kirchliche Lage des Christentums hinsichtlich seiner Theologie.

Der Weg, den Keller zu diesem Zweck einschlägt, ist nicht so sehr bei uns als bei den Amerikanern beliebt, nämlich die Beobachtung der „reaction", wie sie durch eine Zeitströmung ausgelöst wird. An der Art und Weise, wie die verschiedenen

[2]) Es ist sehr schwer, dem, der nun seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Lehren und Laute des Antisemitismus vernommen hat, von dieser Seite her etwas Neues zu sagen. Nur die Energie der Blutmythologie ist stärker geworden. Uebrigens ist ja die Ergänzung des Hitlerbuches nach dieser Seite, wie auch sonst, das von Rosenberg.

[3]) Sperrungen von uns.

Kirchen auf dieselbe Zeitströmung reagieren, kann man ablesen, was für ein Wesen eine Kirche hat. Man wird gegen dieses Verfahren methodologisch nicht viel einwenden können, vorausgesetzt, daß der als Anreiz der Reaktion gewürdigte Fall richtig gewählt ist.

Bei der Verbreitung, deren sich die dialektische Theologie erfreut, liegt es nahe, sie als Beispiel herauszugreifen. Zumal da die Reaktionen, die durch sie ausgelöst worden sind, häufig recht lebhaft waren! Indem also die dialektische Theologie „wie ein theologischer Sextant" (S. 1) gebraucht wird, entsteht eine Uebersicht über die kirchliche Welt der Gegenwart.

Keller sieht die dialektische Theologie an drei Kampffronten in Auseinandersetzung stehen: mit der Kirche, mit der Fachtheologie und mit der heutigen Wissenschaft. Deutschland und seine Nachbarländer, der Norden Europas, Großbritannien, der amerikanische Protestantismus, auch die katholischen Kirchen, werden der Reihe nach betrachtet. Es ist unbestreitbar, daß auf diese Weise ein abwechslungsreiches und, wie mir scheint, vor allem auch zuverlässiges Bild der verschiedenen kirchlichen Eigenarten entsteht.

Keller verfügt ja über ein so großes Maß von Anschauung und über so zahlreiche Beziehungen, daß ihm die einzelnen Kirchenkörper in plastischer Anschaulichkeit gegenwärtig sind. Er sieht wesentliche Züge der verschiedenen nationalen und konfessionellen Ausprägungen in der Art ihrer jeweiligen Reaktion auf die dialektische Theologie bestätigt. Ob allerdings diese Züge ebenso wahrnehmbar wären für den, der nicht von vornherein — auch ohne Rücksicht auf die Begegnung mit dieser Zeitströmung — um jene Züge weiß, das ist eine Frage für sich. Ich habe nicht den Eindruck, daß Keller fehlgreift, wohl aber habe ich da und dort das Empfinden, als lese er aus vereinzelten Aeußerungen das heraus, was er an anderswo gewonnener Erkenntnis schon mit heranbringt. Immerhin bedeutet auch in diesen Fällen noch sein Buch eine Bereicherung, weil Vertrautes in neues Licht gerückt und dadurch verlebendigt wird. So schließt sich das Werk den früheren Veröffentlichungen Kellers würdig an. Es erreicht vielleicht nicht ganz die überzeugende und fesselnde Spannung, die das bekannte Amerika-Buch „Dynamis" auszeichnet, aber es belegt aufs neue die erfreuliche Tatsache, daß ein so viel beschäftigter Organisator sich Zeit und Kraft dafür aufspart, regelmäßig und gründlich Besinnung auf die gedanklichen Grundlagen seines praktischen Werks anzustellen. Man kann es nur dankbar begrüßen, daß die ökumenische Bewegung von solchen Fachar beitern getragen wird, und möchte manchem anderen christlichen Arbeitszweig wünschen, daß er ebenso sorgsam von seinen verantwortlichen Gestalten überwacht würde.

Schwerer fällt es mir, eine Beurteilung zu formulieren, wenn ich mich nicht an diesen wesentlichen Zweck des Buches halte, sondern den Gegenstand, an dem die Schilderung gewonnen wird, nämlich die dialektische Theologie, ins Auge fasse. Dem theologischen Beurteiler liegt es natürlich nahe, seine Aufmerksamkeit mehr in diese Richtung zu lenken und weniger auf das zuerst behandelte Thema zu achten. Ich möchte dabei nicht in den Vordergrund schieben die an sich berechtigte Frage, ob der Begriff „dialektische Theologie", mit dem Keller arbeitet, einfach hingenommen werden kann. Darüber müssen vor allem die Anhänger dialektischer Theologie selbst entscheiden. Wohl aber muß ich in methodologisches Bedenken anmelden.

Das Buch enthält außer dem erwähnten Rundgang durch die größeren Kirchengebiete noch eine Reihe anderer Betrachtungen. An zwei Stellen taucht dabei der gleiche Einwand auf. In dem Kapitel VII „Die Mission und die dialektische Theologie" heißt es (S. 158): „Es fehlt dieser dialektischen Missionskritik an einer tieferen Auseinandersetzung mit der Religionsgeschichte und vergleichenden Religionskunde und vielfach auch an einer genügenden Kenntnis der Missionstatsachen." Aehnlich urteilt Keller in dem Kapitel IX „Oekumenische Bewegung und dialektische Theologie", wo er (auf S. 188 f.) schreibt:

Das Bild, das sich die dialektische Theologie von der heutigen ökumenischen Bewegung macht, ist nicht klar. Man erkennt hier deutlich, daß es nicht auf Verarbeitung und Versenkung, auf eingehender Sachkenntnis beruht, sondern auf einer grundsätzlichen Voreingenommenheit, auf einer Kritik von Teilerscheinungen, die herausfordernd wirken, auf einem Haften an den Schwächen und Mängeln der Bewegung und nicht auf einer Wesensschau des Glaubensaktes von Stockholm, nicht auf einer Ehrfurcht vor dem verborgenen Gott, der vielleicht auch in diesem Menschenwerk mit seinem Geist gegenwärtig ist.

In beiden Fällen wird also dialektischen Kritikern Mangel an Sachkenntnis vorgeworfen.

Nun kann ich mir in solchem Gespräch kaum einen schwereren Vorwurf denken als den der mangelnden Sachkenntnis. Wo dieser Vorwurf zu Recht besteht, müßte zuerst der Mangel behoben werden, ehe ein fruchtbares Gespräch stattfinden könnte. So sind mir z. B. aus Diskussionen über die Mission Fälle bekannt, in denen Anhänger dialektischer Theologie scharfe Polemik gegen die Missionsarbeit getrieben haben, ohne über eine ausreichende Kenntnis des kritisierten Gegenstandes zu verfügen. In solchem Falle hat der von unzureichender Kritik betroffene Teil doch offenbar die Pflicht, jenen Mangel aufzudecken und den Kritiker auf ein gründlicheres Sachstudium zu verweisen. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß man trotzdem von der Kritik zu lernen sucht, auch wo sie nur mangelhaft begründet ist, — vorausgesetzt, daß der Inhalt der Kritik einer gründlichen Prüfung wirklich standhält. In diesem Sinne ist in der CW 1931 (Sp. 901—906) das Reisebuch von Paul Schütz ausführlich besprochen worden. Als Anwalt der Missionsarbeit sah ich mich gezwungen, den meines Erachtens verfehlten Angriff zurückzuweisen. Befindet sich etwa die ökumenische Bewegung gegenüber der dialektischen Theologie in der gleichen Lage?

Die oben wiedergegebene Parallele in dem zweimaligen Vorwurf mangelnder Sachkenntnis legt es dem Leser nahe, die Frage zu bejahen. Müßte aber dann nicht Keller einen anderen Weg einschlagen? Müßte er nicht zu allererst seinen Standort in der ökumenischen Bewegung streng wahren und aus tieferer Sachkenntnis heraus den dialektischen Angreifer zum Zuhören zwingen? Keller verfügt über die dazu notwendigen Voraussetzungen, sowohl die umfassende Kenntnis der Tatbestände, als auch den Blick für Wesentliches.

Als Beispiel dafür mögen die nachdenklichen Worte über Kirchen des Scheins und Kirchen des Wesens (S. 9 und 10) dienen:

Oekumenische Kirchenkunde ist vergleichende Kirchenkunde. Ein Vergleich kann nicht angestellt werden aus einem zuschauerhaften Interesse oder gar mit der Absicht, Noten auszuteilen. Er kann überhaupt nur angestellt werden aus jener existentiellen Verantwortung heraus, die auf der gesamten Kirche Jesu Christi und nicht nur auf einer einzelnen Konfession liegt. Es ist nur möglich, wenn das gegenwärtige Kirchentum nicht als ein letztes, sondern als ein vorletztes erscheint, und die Möglichkeit des Gerichts, einer Buße und Bekehrung auch für eine konkrete Kirche ins Auge gefaßt wird. Geschieht das, so kann die Treue gegen die Kirche ebensosehr in einer Anhänglichkeit, in einem Bleiben innerhalb dieser Kirche bestehen, wie in einem Bruch, in einer Auswanderung aus der Kirche eines historischen Augenblicks in die Kirche Christi — ein Prozeß, der heute weithin geschieht in der Kritik der Laien an der Kirche und in der Entkirchlichung der Massen. Hier vollziehen sich Umwertungen der kirchlichen Werte, die mit den bisherigen kirchlichen Maßstäben nicht zu fassen sind. Es könnte sein, daß gerade die großen, starken, blühenden Kirchen in einer solchen Umwertung zu recht fragwürdigen Kirchen werden, und daß die Kirchen unter dem Kreuz, jene armen, schwachen Verwandten, aufgefordert werden müssen, sich oben an den Tisch zu setzen. Es gibt Kirchen, die wunderbar organisiert sind, von einem heiligen oder unheiligen Missionsdrang und einem geistigen Kraftbewußtsein erfüllt, das den Kampf mit Staat und Gesellschaft aufzunehmen bereit ist, reich an tüchtigen Predigern und willigen Hilfskräften. Aber sind es Kirchen der Welt oder des Geistes? Ich gestehe, daß ich mich oft weniger in der Kirche Christi fühlte, wenn ich in den prächtigen Gebäuden saß mit gemalten Fenstern und geschnitzten Orgeln, als etwa in jenen ukrainischen Bauernstuben, gefüllt mit Männern und Frauen, die barfuß weither gewandert waren, um das Wort Gottes zu hören. Diese armen Gemeindlein und Kirchen weitherum in der Diaspora, in den jugoslawischen Bergen, in einsamen wolhynischen und polnischen Dörfern, im belgischen Kohlendistrikt, in tschechoslowakischen Gartensälen und Scheunen demütigen uns, weil sie uns immer wieder die Armut und den Reichtum Christi in einer Weise zeigen, wie es keiner gesicherten, in sich gefestigten und stolzen Kirche möglich ist.

An dieser Stelle wie auch sonst in Kellers Schrifttum scheint mir der Ort angegeben zu sein, von dem aus ein fruchtbares Gespräch zwischen ökumenischer Bewegung und dialektischer

Theologie geführt werden könnte. Das wäre das Bekenntnis zum evangelischen Laienchristentum und den von seinen Kräften erfüllten Bewegungen. Solches Bekenntnis kann und soll durchaus offen sein gegenüber kritischen Einwänden und insbesondere den Gedankengängen der dialektischen Theologie Gehör schenken. Aber darum geht es nicht in Kellers Buch. Vielmehr nimmt der Verfasser, soviel ich sehe, den Ort eines Beobachters ein, der sowohl die ökumenische Bewegung als auch die dialektische Theologie an seinem geistigen Auge vorübergehen läßt und beide miteinander versöhnen möchte. Ob dieses Schiedsrichteramt überzeugen kann?

Die Schlußbetrachtung gipfelt in einer Parallelisierung der dialektischen „Bewegung" und der ökumenischen Bewegung, wobei Keller zu dem Urteil kommt: „Die Spannung zwischen beiden scheint mir künstlich zu sein und nicht aus einer Wesensschau des eigentümlichen Anliegens der beiden Bewegungen zu stammen" (S. 201). Die Absicht, die Keller hat, ist die allerbeste. Aber das Verfahren? Kann man, darf man diesen Versuch vergleichender Wesensschau unbedenklich hinnehmen? Er würde doch wohl voraussetzen, daß Keller einen Standort kennt, von dem aus er sowohl die ökumenische Bewegung als auch die dialektische Theologie vergleichend erörtern kann, also eine dritte Größe neben und vor den beiden Diskussionsgegenständen. Und diese dritte Größe müßte als theologische These zum Ausdruck zu bringen sein. Sie läge vermutlich in der Richtung der oben angeführten Sätze über die wesentliche Kirche, d. h. im Bekenntnis zu einem schlichten, an der Bibel orientierten Laienchristentum, dessen Motive theologisch zu entfalten wären. Aber der Verfasser stimmt ja, sobald er theologisch redet, der dialektischen Theologie zu. So kommt es zu dem meines Erachtens unbefriedigenden Versuch, ökumenische Bewegung in der Sprache dialektischer Theologie zu erfassen und dialektische Theologie als eigenwillige Seitenströmung der ökumenischen Bewegung zu interpretieren. Davon kann ich mir nicht viel versprechen, weder für die ökumenische Bewegung noch für die dialektische Theologie. Denn es scheint mir, daß beide durchaus nicht zufällig oder bloß vorläufig oder infolge mangelnder gegenseitiger Kenntnis in Spannung zueinander stehen. Ob es nicht doch um wesentliche Unterschiede, vielleicht sogar Gegensätze geht? Jedenfalls ist geschichtlich und grundsätzlich die ökumenische Bewegung anderswo als in dialektischer Theologie fundiert. Und vielleicht ist auf der anderen Seite der Gewinn, der aus der dialektischen Theologie entspringen kann, größer, wenn man von ihr lernt, statt daß man sich mit ihr identifiziert.

In dieser Auffassung werde ich gerade durch das Kellersche Buch bestärkt. Zeigt es doch an Hand zahlreicher Beispiele, daß die dialektische Theologie, wo sie auf kraftvolle Theologie und Kirchlichkeit stößt, aufrüttelnd und reinigend wirkt, ohne die geprägte Eigenart eines geschichtlich tiefverwurzelten Gemeinwesens verdrängen zu können! Hier wirkt dialektische Theologie positiv und widerlegt die verbreitete Meinung, sie „versage" in der „Praxis". Wohl gibt es auch Beispiele solchen Versagens. Aber hat es nicht meistens darin seinen Grund, daß man aus Mangel an eigengewachsener Theologie einfach dem ersten Ansturm dialektischer Gedanken wehrlos erlegen ist? Die Bedeutung der Theologie für die Praxis ist aus dem Buch ersichtlich, ebenso ist ersichtlich, daß auch dialektische Theologie an dieser Bedeutung teilnehmen kann. Nur gerade, daß sie es müsse, daß zwischen ökumenischer Bewegung und dialektischer Theologie aus Wesensschau heraus Zusammenarbeit sein müsse, gerade das scheint mir nicht ersichtlich gemacht zu sein.

Ich möchte deshalb dem Leser raten, sich lieber an den Unterkitel des Buches zu halten und es als einen Beitrag zur Kirchenkunde der Gegenwart zu nehmen. Als solcher hat es einen Quellenwert von Dauer, denn es bietet einen reizvollen und gut belegten Querschnitt durch die christlichen Konfessionen, indem es aufzeigt, wie mannigfaltig im Geiste ihrer jeweiligen Vorgeschichte die verschiedenen Kirchen der Gegenwart auf die Anregungen aus der dialektischen Theologie reagieren.

Marburg Heinrich Frick

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart

(Fortsetzung)

Noch viel schwieriger als die Kanonisation des Dominikaners Albert des Großen war die des berühmten Jesuiten Bellarmin (1542—1621), dessen große Verdienste um die römische Kirche im Zeitalter der Gegenreformation über allen geschichtlichen Zweifel erhaben sind. Er hat mit den aus seinen Vorlesungen in Löwen und an der Gregoriana in Rom hervorgegangenen Disputationes de controversiis christianae fidei adversus huius temporis haereticos (3 Bände 1586—89) Ton und Inhalt der katholischen Polemik und Apologetik gegenüber der protestantischen Häresie entscheidend bestimmt und wirkt mit seinem Katechismus (1598) noch heute auf den Religionsunterricht in Italien ein, abgesehen von all seinen sonstigen Diensten für das Papsttum seiner Zeit. Seine Heiligsprechung wurde schon kurz nach seinem Tode im Jahre 1627 eingeleitet und bald wieder abgebrochen, zunächst aus formalen Gründen, da Papst Urban VIII. im Jahre 1634 das Verfahren im Kanonisationsprozeß von Grund aus änderte und in die Länge zog. Bei späteren Versuchen, den Prozeß vorwärts zu bringen (1655, 1675, 1711, 1753) stellten sich immer neue sachliche Einwände ein. Der Fall Bellarmins ist geradezu typisch geworden für das Problem der Heiligkeit überhaupt (vgl. auch CW 1926 Sp. 141). Papst Benedikt XIV. (1740—58), der über zwanzig Jahre lang als kurialer Beamter Promotor fidei (d. h. „Advocatus diaboli") gewesen war und später auch als Kardinal der Ritenkongregation (d. h. der Heiligsprechungsbehörde) angehört hatte, hat ein großes Werk über die Heiligsprechung „De servorum Dei beatificatione et canonisatione" (4 Bände, 1734—38) veröffentlicht, worin er (im Zeitalter der Aufklärung!) die Einwendungen gegen die Heiligkeit des bedeutenden Kontroversisten, die er selbst als „Advocatus diaboli" anläßlich der Wiederaufnahme des Prozesses unter Papst Clemens XI. (1711) zu machen hatte, im Sinne eines moderneren Heiligkeitsbegriffs zu widerlegen sucht. So hat er selbst um 1753 eine Fortsetzung des Prozesses veranlaßt, wogegen aber der damalige Kardinal Passionei, ein passionierter Jesuitengegner und Freund der Jansenisten, alle Minen springen ließ, so daß auch damals bei der herrschenden Mißstimmung der katholischen Mächte gegen den Jesuitenorden (mit dessen Vertreibung aus Portugal Pombal schon begonnen hatte) und angesichts der gallikanischen Widerstände aus dem katholischen Frankreich Ludwigs XV. die Heiligsprechung des klassischen Vorkämpfers des Papalismus nicht erreicht werden konnte. Versuche der Jesuiten im 19. Jahrhundert, die Wiederaufnahme des Prozesses zu veranlassen, scheiterten immer wieder, bis Benedikt XV. (seit 1918) sich wieder für den Prozeß zu interessieren begann, der trotz neuer schwerer Einwendungen in siegreichem Anlauf unter dem jetzigen Papst zunächst zur Seligkeitserklärung am 13. Juni 1923 und dann zur besonders feierlichen Heiligsprechung (zusammen mit acht kanadischen Märtyrern aus der Gesellschaft Jesu und einem Seligen aus dem Franziskanerorden Theophilus da Corte) am Festtag der großen Apostelfürsten (29. Juni) 1930 geführt hat. (Act. Apost. Sedis 22, 1930, S. 593—603)

Diese Zusammenstellung verschiedenartigster Heiligkeitskandidaten des 17. Jahrhunderts in gemeinsamer Kanonisationszeremonie geschah nicht ohne Absicht: 1. Es sollte die enge persönliche Beziehung des Jesuiten Bellarmin zu den franziskanischen Idealen dokumentiert werden. „Der selige Bellarmin wurde am Todestag des heiligen Franz von Assisi geboren, und am Stigmatafest desselben Heiligen, dessen Verehrung in der ganzen Kirche er als Mitglied der Ritenkongregation eifrig und erfolgreich betrieben hatte, ist er gestorben." 2. Mit dem für ihren Glauben von den huronischen und irokesischen Indianern gemarterten Blutzeugen (um 1650; vgl. Act. Apost. Sedis 22, 1930, S. 497 ff.) und mit dem Franziskaner aus Assisi Theophilus da Corte (1676—1740; vgl. Act. Apost. Sedis 22, 1930, S. 465 ff.), der ein vorbildlicher Volksmissionar und Heros der Askese gewesen war, sollte der jesuitische Heilige des tätigen und kampfreichen Lebens, der mehr als jene bei seiner Stellung in der Welt angefochten erscheint, in das Album der Himmelsbewohner aufgenommen werden. Von den früheren Bedenken gegen die Heiligsprechung des Kontroversisten mußte insbesondere das in der Generalkongregation am 26. September 1677 ausgesprochene Urteil des Kardinals Barbarigo, der selbst ein besonders reformeifriger Bischof von Padua gewesen war und als solcher selig gesprochen wurde, beachtet werden. Er gab die Makellosigkeit von Bellarmins Leben zu, verneinte aber dar-

über hinaus heroische Akte wie „von einem ganz sich selbst abgestorbenen und in Gott verwandelten Menschen". Die neuerliche Entscheidung hat sich entgegen der älteren strengen Auffassung, daß zum Begriff der Heiligkeit wirkliches Martyrium oder Ersetzung desselben durch harte äußere Opfer in Uebungen außergewöhnlicher Buße und Selbstverdemütigung gehören, entsprechend der Schrift Benedikts XIV. für die Gleichberechtigung eines dritten moderneren Typs von Heiligkeit ausgesprochen, wonach ein erfolgreiches Tugendleben im Dienst der Kirche in treuer und vollkommener Pflichterfüllung ohne außergewöhnliche Werke der Abtötung schon als Ausweis einer heroischen Gottesliebe, wie sie zur Beatifikation erfordert wird, zu gelten habe. Und des zum Zeugnis sind die drei Arten von Heiligkeit in dem Kanonisationsakt vom 29. Juni 1930 zusammengestellt worden. (Vgl. E. Raitz von Frentz S. J., Der Heiligsprechungsprozeß des Kardinals Bellarmin, Stimmen der Zeit 119, 1930, S. 332 bis 344.)

Nach dem Wunsche historisch-kritisch geschulter Katholiken hätte noch viel weiter gegangen werden müssen (vgl. Seb. Merkle, Grundsätzliche und methodische Erörterungen zur Bellarminforschung, Zeitschr. f. Kirchengeschichte 45, 1926, 26—73, bes. S. 59 ff.: „Zum Begriff der Heiligkeit"). Es sollte, sagt man, im Gegensatz zum engen Heiligkeitsbegriff der alten Legendenschreiber, die überall nur Wunder, Großtaten und Tugenden sehen und „Heiligkeit" mit „Unsündlichkeit" verwechseln, ruhig auf die Schwächen und Fehler der großen Helden der Kirche eingegangen und dabei gezeigt werden, wie sie die Mängel überwunden oder durch andere Tugenden ausgeglichen haben. Es ist nicht von ungefähr, daß eine französische Biographin des Hieronymus, dessen charakterliche Schwächen für den Historiker offenkundig vorliegen, solche Grundsätze aufstellte (R. P. Largent, St. Jérôme, Paris 1913, S. XI). Auch bei den Einwendungen gegen die Heiligkeit Bellarmins handelte es sich nicht nur um gallikanische oder jansenistische Opposition gegen den extremen Papalisten — das konnte ja nach dem Vatikanum nur zu seinen Gunsten verwendet werden —, sondern um alte und neu erhobene Vorwürfe ganz konkreter Art gegen Schwächen seines Charakters, die neben den übrigen unzweifelhaften Verdiensten des Polemikers um seine Kirche ruhig hätten zugegeben werden können. Statt dessen sind sie mit einer Flut von Beschimpfungen gegen die Historiker, die sie erhoben haben (in Deutschland: G. Buschbell, Zur Charakteristik des Kard. Bellarmin, Vereinsschrift der Görresgesellschaft 1921, S. 3—14, und Selbstbezeugungen des Kard. Bellarmin, 1924; P. M. Baumgarten, Neue Kunde von alten Bibeln, 2 Bde., 1922/27; in Frankreich: J. de Récalde (Pseudonym), Écrites des curés de Paris contre la politique et la morale des Jésuites 1558—1659, Paris 1921, und La Cause du vénerable Bellarmin, Paris 1923), von den Apologeten des Jesuitenordens (P. Tacchi Venturi, Exame delle nuove accuse contra il Ven. Card. Bellarmino, Rom 1923; E. Kneller in der Innsbrucker Zeitschrift für kath. Theologie 47, 1923, 141—154) teils abgeleugnet, teils erstickt worden durch den Hinweis auf die „unfehlbare" Entscheidung der Selig- und Heiligsprechung. Das päpstliche Konsistorium vom 22. September 1921 genehmigte das Dekret über die heroischen Tugenden Bellarmins, worin ein sehr charakteristischer Satz die Einwände abtut: „Da die Gegner wohl wissen, daß nach einem soliden und durchschlagenden Tatsachenbeweis zur Lösung der Einwände übergehen dasselbe bedeutet, wie sie als völlig hinfällig anerkennen müssen, nehmen sie zu einem hinterlistigen Verfahren ihre Zuflucht und scheuen sich nicht, unter Verkehrung der gewohnten Ordnung die Einwände zum Lehrsatz und den Lehrsatz zum Einwand zu machen" (Act. Apost. Sedis 13, 1921, S. 24—25). Mit den Windungen dieses stilus curiae ist immerhin unter der Aegide des Historikerpapstes, der das noch unter seinem Vorgänger beschlossene Dekret zur vollen Auswirkung brachte, der Grundsatz proklamiert, daß um des dogmatischen Lehrsatzes willen (über die Heiligkeit Bellarmins) die Einzelkatsachen der historisch begründeten Einwände wegretuschiert werden müssen.

Welches sind nun diese belastenden Einzeltatsachen im Leben Bellarmins? 1. Eine crux ist zunächst die Selbstbiographie, die wie auch andere Dokumente seines Lebens zunächst vom Jesuitenorden sekretiert worden war und erst im Jahre 1675 durch den damaligen Promotor fidei zwangsweise herausgefordert werden mußte. Sie wurde (nach einem in geringer Auflage zunächst nur für Kardinäle veranstalteten Privatdruck) zunächst von den Altkatholiken Doellinger und Reusch (1887) mit kritischen Anmerkungen herausgegeben (später von X. M. le Bachelet, Bellarmin avant son cardinalat, Paris 1911, S. 438—466). Aus ihr spricht ein greisenhaftes Selbstlob, das seltsam neben seiner Selbstverdemütigung besteht. Bellarmin scheint zu der Art von Heiligen zu gehören, die (wie Zinzendorf das von sich selbst sagt) den Ehrgeiz haben, „in der Demut der erste zu sein" und dies jedenfalls auch Andere wissen zu lassen. Man kann mit Benedikt XIV. sich darüber hinwegtrösten, daß „er noch mehr von sich selbst hätte schreiben können"; oder man entschuldigt ihn nach der Weise der alten und modernen Apologeten aus seinem Orden mit der „sancta simplicitas"; die Einfalt im Leben dieses Heiligen war jedenfalls, wie Merkle bemerkt, ausgiebig verbunden mit der andern im Herrenwort daneben geforderten Tugend. 2. Denn er war dem Streben nach den Ehrungen des Kardinalats und auch des Papsttums, die einmal nahe an ihm vorübergegangen sind, keineswegs so abgeneigt, wie man unter Retuschierung einiger „unklarer Stellen" in seinen Briefen glauben machen will. 3. Für sich selbst anspruchslos, war er doch besorgt um den Aufstieg seiner Familie; allerdings von „Nepotismus" in dem übeln Sinne, wie er sonst im Bereich der Kurie vorkam, kann nicht die Rede sein. 4. In einer sehr blamablen Angelegenheit des Papsttums seiner Zeit hat er sich eine pia fraus geleistet. Sixtus V. hatte, nachdem das Tridentische Konzil mit seinem Dogma über die Authentizität der lateinischen Bibelübersetzung eine Neuausgabe der Vulgata gefordert hatte (1546), im Jahre 1590 eine solche für das Alte Testament mit den Apokryphen unter seinem Namen ausgehen lassen; doch sie wimmelte von textlichen (nicht nur drucktechnischen) Fehlern. Bellarmin gab dann schon 1592 im Auftrag des nächsten Papstes Clemens VIII. eine neue verbesserte Bibel heraus und begründete das in der Vorrede unter bewußter Schonung von Sixtus V.: dieser selbst habe wegen der Druckfehler (!) seiner Vulgata Sixtina eine Neuausgabe kurz vor seinem Tode geplant (was nachweislich nicht stimmt). Uebrigens war nicht nur die Sixtina, sondern auch die Bellarminische Clementina voll von Fehlern, so daß schon seit 1593 neue halboffiziöse Verbesserungen auftauchten. Jedenfalls gibt es auch nach dieser Heiligsprechung „ex cathedra" (?) des Historikerpapstes für jeden historisch-kritisch geschulten Katholiken, der sich mit der Biographie des neuen Heiligen und Kirchenlehrers beschäftigt, allerhand zu schlucken. Auf der Strecke geblieben ist einer. Otto Karrer, ehemaliges Mitglied des Jesuitenordens, der sich in seinen ältesten (Franz von Borgia 1921) und in zahlreichen neueren Veröffentlichungen (besonders über Meister Eckhart) als ausgezeichneter Historiker und Kenner der mystischen Religiosität erwiesen hat, war von seinem Orden beauftragt, eine deutsche Bellarmin-Biographie zu schreiben, über deren Arbeiten er nicht nur am Jesuitenorden, sondern auch eine Zeitlang am Katholizismus überhaupt irre geworden ist. Er hat den Weg zur mystischen Frömmigkeit seiner Heimatkirche später wieder zurückgefunden. Die deutsche historisch fundierte Bellarmin-Biographie fehlt noch. Ob sie überhaupt noch möglich sein wird? Ob die sekretierten Dokumente, ob die seit 1678 verschwundenen Briefe und ausgeschnittenen Briefteile jetzt, nachdem das Ziel erreicht ist, irgendwo wieder ans Licht kommen werden?

Die viel umstrittene Zuerkennung der heroischen Tugendgrade an Bellarmin und die dreihundertjährige Dauer des kirchlichen Prozesses darüber von 1627 bis 1930 lenkt die Aufmerksamkeit auf ein uns besonders fernliegendes und seltsam vorkommendes Gebiet kirchlicher Verwaltung: das ist die Führung der Stammliste der Himmelsbewohner („Album caelitum") auf Grund der Beatifikation und Kanonisation der „Diener Gottes" (vgl. zum Folgenden CW 1926, Sp. 93 und 141; 1927, Sp. 38). Die Ritenkongregation hat Ende 1931 einen neuen Katalog aller gegenwärtig im Gang befindlichen Selig- und Heiligsprechungsprozesse herausgegeben. Es sind 551 Prozesse; und zwar 494 sind auf Seligsprechung und 57 auf Heiligsprechung gerichtet. Bei Herausgabe des letzten Katalogs im Jahr 1921 waren es 328 Prozesse, von denen 30 auf Heiligsprechung und die übrigen auf Seligsprechung gerichtet waren. In den Jahren 1925 und 1930 fanden 11 Heiligsprechungsprozesse ihr erwünschtes Ende; im Anno Santo 1925 wurden 144 Selige neu kreiert. Man kann also etwa errechnen, um wieviel diese eigentümliche Prozeßarbeit zugenommen hat. Der Nation nach sind die Seligkeits- bzw. Heiligkeitskandidaten: 8 Afrikaner, 12 Nordamerikaner, 2 Mittelamerikaner, 21 Südamerikaner, 24 Asiaten, 2 Australier, 482 Europäer (nämlich 271 Italiener, 116 Franzosen, 55 Spanier, 13 Belgier, 7 Deutsche, 6 Engländer, 3 Oesterreicher, 3 Irländer, 2 Holländer, 2 Schweizer, 2 Portugiesen,

2 Polen, 1 Tschechoslowake, 1 Rumäne, 1 Jugoslawe). Mit ihrem Todesdatum gehören 2 dem 13. Jahrhundert, 5 dem 14. Jahrhundert, 2 dem 15. Jahrhundert, 25 dem 16. Jahrhundert, 111 dem 17. Jahrhundert, 110 dem 18. Jahrhundert, 247 dem 19. Jahrhundert, 49 dem 20. Jahrhundert an.

Nun muß man wissen, daß mit diesen Zahlen noch längst nicht alle Heiligkeits- bzw. Seligkeitsprozesse, sondern nur die an der Kurie anhängigen Verfahren umschlossen sind. Seitdem durch Papst Urban VIII. die Heiligsprechung bedeutend erschwert und förmlich dem Papste vorbehalten worden ist, sind zur Seligkeitserklärung, die unter allen Umständen der Kanonisation vorauszugehen hat, 3 Stufen des Prozeßverfahrens notwendig: 1. das Postulierungsverfahren, das dem Prozeß an der Kurie vorausgeht. Postulieren kann der Ordinarius der Diözese, in der der zu Kanonisierende gestorben ist, oder der Orden, dem er angehört hat. Ehe der Promotor Fidei an der Kurie überhaupt sich mit der Sache befaßt, wird also schon in einem förmlichen Prozeßverfahren mit umfangreichen Zeugenvernehmungen usw. in einem vorläufigen Dekret der kirchlichen Heimatbehörde des Betreffenden festgestellt, daß er im Rufe der heroischen Tugendgrade gestanden sei. 2. Dieser Prozeß wird nun an der Kurie selbst vor der damit beauftragten Sektion der Ritenkongregation gleichsam wiederholt, mit Berufung sämtlicher Zeugen nach Rom. Die Kosten trägt die postulierende Stelle, die in Rom selbst einen „Postulator" des Prozesses unterhält, gleichsam einen Rechtsanwalt zugunsten des Heiligkeitskandidaten gegenüber dem Promotor (also dem öffentlichen Anwalt, der die Gegeneinwände „des Teufels" vorzubringen hat). Dieser Teil des Prozesses, in dem das Vorhandensein der sieben Kardinaltugenden in heroischem Maße festzustellen ist, ist der schwierigste. Einwandfrei muß die heroische Qualität der 3 theologischen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung) nachgewiesen werden, bei den 4 philosophischen Tugenden (Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigung) sind Nuancen entsprechend den Erfordernissen des Berufs, den der Verewigte im Dienst der Kirche auszuüben hatte, erlaubt. Es kann vorkommen, daß der heroische Grad aller andern Tugenden zugegeben, aber etwa die heroische Klugheit vom Advocatus diaboli vermißt wird, was schlimm wäre bei einer leitenden Persönlichkeit der Kirche (etwa einem Beichtvater oder einem Kardinal), während z. B. bei einem einfachen Klosterschaffner oder einer Hausmutter hier nur die Sorge für ihren Pflichtenkreis festzustellen wäre. Nachdem die Akten des Postulationsprozesses nachgeprüft, alle Zeugen noch einmal verhört, Postulator und Promotor Fidei ihre meist umfangreichen Schriftsätze gewechselt haben, wird in 3 offiziellen Sitzungen entschieden: an der vorvorbereitenden (antepraeparatoria) beteiligen sich nur die Konsultoren und Beamten der Ritenkongregation, an der vorbereitenden (praeparatoria) dazu die Kardinäle, die ihr angehören, an der endgültigen (generalis congregatio) führt der Papst selbst den Vorsitz (vgl. Cod. iuris canonici c. 1999—2141). 3. Der Prozeß über die Wunder. Unter den oft zahlreichen angemeldeten Wundern, die durch den Heiligkeitskandidaten geschehen sein sollen, müssen zwei als einwandfrei übernatürliche Heilungen oder Hilfstaten nachgewiesen und öffentlich verkündigt worden sein. Nachdem die Heroizität festgestellt ist, macht dieser Teil des Prozesses meist keine größeren Schwierigkeiten (durch Anrufung des Seligen Bellarmin ist am 12. August 1925 ein Raymund Ayras in Caralps in Spanien von heftigsten Bauchschmerzen, die als Peritonitis diagnostiziert waren, geheilt worden; ebenso am 25. Juni 1905 ein Jesuitenzögling Albin Benz in Colocza [in dem heute zur Tschechoslowakei gehörigen Ungarn] von einer Miliartuberkulose), so daß dann die öffentliche feierliche Beatifikationserklärung in St. Peter durch den Papst und die Verehrung des Bildes des neuen Seligen stattfinden kann.

Die darauffolgende Heiligsprechung muß nicht nur von einem Teil der Kirche, sondern von weiten Teilen der ganzen Kirche postuliert werden. Es findet dann noch einmal eine Durchprüfung der Wunder durch den Promotor Fidei statt, aus denen zwei weitere miracula praeter naturam wieder in den drei aufeinander folgenden Sitzungen der Ritenkongregation festgestellt werden müssen. Darauf kann die noch feierlichere Kanonisationszeremonie durch den Papst erfolgen, mit seltsamen alten Opfergebräuchen: dem neuen Heiligen werden von einem der Kardinäle ein vergoldeter Käfig mit zwei weißen Turteltauben, von einem andern Kardinal zwei Fäßchen Wein (das eine vergoldet, das andere versilbert), von einem dritten ein buntbemaltes Vogelbauer voll verschiedenartiger lebendiger Vögel, dazu je kostbare Wachskerzen auf den Altar gelegt.

Es ist heute Hochflut in derartigem Kanonisationsbetrieb. Der gegenwärtige Papst hat es verstanden, den Wetteifer der Orden, der Nationen und der Diözesen zur Anmeldung ihrer im Geruch der Heiligkeit verstorbenen Glieder wachzurufen. Alle Stände, Altersklassen und Berufe sollen ihr heiliges Vorbild, ihren Patron im Himmel bekommen. So sind also viel mehr Heiligenprozesse, als von der Ritenkongregation mit den obigen Zahlen zusammengestellt sind, in Arbeit. An diesen Zahlen sind z. B. die Franziskaner, die in diesem Stück an der Spitze aller Orden marschieren, mit 82 Prozessen (einschließlich der Klarissen und Tertiarier), die Minoriten mit 18, die Kapuziner mit 51 Prozessen beteiligt. Der verantwortliche Postulator des Franziskanerordens hat jedoch, wenn ich recht unterrichtet bin, zur Zeit 108 Prozesse zu führen (d. h. über jene 82, die an der Kurie anhängig sind, 26 im Vorstadium des Postulierungsprozesses). Da ist in allen Teilen der Kirche, und zumal bei der Ritenkongregation, ein Verhören und Protokollieren, ein Anwachsen der Protokollbände zu Dutzenden und Hunderten von Folianten, ein Diskutieren und Dekretieren über Heroizität und Wunder — alles in maiorem gloriam ecclesiae; wie uns vorkommt, um dem Herrgott ins Handwerk zu pfuschen.

Hören wir die Tagesordnung einer Sitzung (praeparatoria oder ordinaria der Ritenkongregation vom 12. April 1932; vgl. Act. Apost. Sedis 1932, S. 171 f.): Einleitung der Seligsprechung des Servitenpriesters Anton Maria Pucci und der Schwester Paula Delpuig, Generaloberin einer Karmelitinnenkongregation; Prüfung der Schriften der Schwester Maria Ward, Stifterin der Genossenschaft der Englischen Fräulein; ferner jener der Schwester Maria Therese de Subiran, Stifterin der Mariahilf-Schwestern, und der Dorotheerin Schwester Bertilla Boscardin; Gültigkeit der Prüfung der Wunder im Heiligsprechungsprozeß des seligen Don Bosco, des seligen Calasantiners Pompilio Maria Pirrotti, der seligen Ludovica de Marillac verw. Le Gras, Mitbegründerin der Vinzentinerinnen, und der seligen Therese Margarethe Redi, Karmelitin. Ferner wurde noch die Prozeßführung nachgeprüft, die das Martyrium der Missionsbischöfe Gregor Grassi, Francesco Fogolla und Antonio Fantosatti und ihrer chinesischen Gefährten aus den Vikariaten Nord-Schensi und Süd-Hunan zum Gegenstand hatte. Zuletzt wurde das Offizium mit der Messe des Passionistenheiligen Gabriel Possenti dell' Addolorata auf die Möglichkeit seiner Ausdehnung auf die gesamte Kirche geprüft. In Turin fand gleichzeitig die Schlußsitzung im Diözesanprozeß betreffend die Heiligsprechung des am 29. April 1917 von Papst Benedikt XV. seliggesprochenen Joseph Benedikt Cottolengo statt, wobei die zur Prüfung unterbreiteten Wunder als solche einstimmig anerkannt wurden.

Der Eifer des Heiligen Vaters für die Heiligenverehrung ist nicht mit den zahlreichen Kanonisationen und Beatifikationen erschöpft, sondern erstreckt sich weiter auf die Feststellung der geeigneten Patrocinien für die neuen Heiligen, namentlich auch in bezug auf die modernen, mit Patronen bisher nicht bedachten Berufe. Der Patronatsbereich der zahlreichen Ordensheiligen, namentlich der Stifter und der Stifterinnen der vielfältigen Kongregationen und religiösen Vereinigungen, aber auch der der Märtyrer auf den verschiedenen Missionsfeldern ist von selbst gegeben. Erst jüngst wurden mit apostolischem Schreiben vom 26. April 1932 (Act. Apost. Sedis 1932 S. 196 f.) die Heiligen Robert Bellarmin und Carl Borromäus zu Schutzpatronen der Erzbrüderschaft der christlichen Lehre, die in Rom ihren Sitz hat, sowie aller andern ähnlichen Sodalitäten erhoben, die sich als Ziel die Förderung des Religionsunterrichts gesetzt haben. So haben also die katholischen Religionslehrer ihre Heiligen bekommen, wie früher schon die katholischen Pfarrer in Jean Baptiste Maria Vianney (Heiligsprechung vom 30. Mai 1925), die katholischen Journalisten in Franz von Sales (Enzyklika Rerum omnium vom 26. Januar 1923; Act. Apost. Sedis 15, 1923, 49—63), die Bergsteiger den heiligen Bernhard von Menthon (Act. Apost. Sedis 15, 1923, 437—42). Anderen Berufen, die noch des heiligen Patrons zu entbehren scheinen, wurde ein solcher zunächst nur in Ansprachen des Papstes empfohlen oder wieder neu ins Gedächtnis zurückgerufen, wie z. B. den Automobilfahrern die Francesca Romana (am 9. März 1928; vgl. Osservatore Romano vom 10. März 1928), oder den Dienstmädchen die heilige Zita. All die neuen und die alten Heiligen und die Neuordnung ihrer Patrocinien sollen in einem neuen, nach den Grundsätzen und Ergebnissen der Hagiographie zu-

sammengestellten Martyriologium ihren gebührenden Platz finden, dessen Vorbereitung der schon erwähnten Historischen Sektion an der Ritenkongregation, die durch Motu proprio vom 6. Februar 1930 (Act. Sanct. Sedis 1930, S. 87 f.) gebildet worden ist, übertragen wurde. Deren Vorsitzender (Relatore generale) ist der Benediktiner H. Quentin, ihre bedeutendsten auswärtigen Mitglieder sind der Benediktiner U. Berlière und der Jesuit Hipp. Delehaye, der derzeitige Herausgeber des Werks der Bollandisten. Vorerst ist soeben eine neue Ausgabe des Martyriologium Romanum in der Form, wie es 1922 entsprechend der Anordnung des Papstes Benedikts XV. erschienen ist, mit Eintrag der inzwischen kanonisierten Heiligen und ihrer Offizien durch die Tipografia Poliglotta Vaticana veranstaltet worden.

„Es wird Heilige unter den Kindern geben" ist ein gern kolportiertes Wort des Papstes Pius X. Frankreich, das mit der kleinen Therese vom Kinde Jesu eine Modeheilige unserer Zeit bekam, sucht auch in diesem Stück den Vogel abzuschießen. Kardinal Verdier, der Erzbischof von Paris, hat den Diözesanprozeß zur Postulierung der Seligsprechung des elfjährigen Guy de Fontgalland († 1925 in Paris) eröffnen lassen. Zugleich wurden 650 000 Unterschriften an den Heiligen Stuhl eingereicht, die alle die Seligsprechung des Kindes erbitten. Unter ihnen befindet sich die Bittschrift von 10 Erzbischöfen, 39 Bischöfen, 500 Priestern, die der Kardinal anläßlich der Einweihung der Herz-Jesu-Statue in Rio de Janeiro (1931) gesammelt hat (der kleine Guy war ein Herz-Jesu-Verehrer). Darin heißt es, daß das Vertrauen der Gläubigen in die mächtige Fürbitte des kleinen Guy durch zahlreiche Bekehrungen und Berufungen von Priestern angespornt werde. 55 Biographien über den Knaben in verschiedenem Umfang wurden in 20 Sprachen in alle Welt versandt. Neben dem Buben darf natürlich das Mädel nicht fehlen: die zehnjährig verstorbene Anne de Guigné († 1922) wartet auch schon auf ihre Seligsprechung. „Das mystische Bindeglied unter dieser jugendlichen Blütenlese ist die oftmalige Kinderkommunion", die von Pius X. eingeführte Frühkommunion (Neues Reich 1932, Nr. 30, S. 703 f.).

Von Bonaventura, dem großen Franziskanerprediger, erzählt Salimbene, der Franziskanerchronist des 13. Jahrhunderts, daß, als er einmal in einer Stadt abends predigen wollte, alles Volk geströmt sei — aber nicht zu ihm, sondern zu einem zwölfjährigen Knaben, der als Wunderkind in einer Nachbarkirche gepredigt habe. Da soll Bonaventura gesagt haben, in einer Welt, die kindisch geworden sei, brauche er nicht mehr zu predigen. Die Gefahr gegenüber den kindlichen und einfältigen Modeheiligen (freilich wird unter Pius XI. in allen Ständen und Lebenslagen nach Kandidaten der Heiligkeit gesucht, neuerdings auch unter den Universitätsprofessoren!) besteht eben darin, daß die großen Helden der kirchlichen Geschichte mit ihrem vorbildlichen Wirken durch jene aus dem Gesichtsfeld gerückt werden. Der Prozeß solch kleiner Diener und Dienerinnen Gottes ist in der Regel sehr einfach, weil sie eigentlich gar nicht in der Welt drin standen und gar leicht mit Gold zu übermalen sind. Dagegen bei vielen Männern, die in der Kirche wirklich ihr Teil in „heroischer" Eigenart geleistet haben, z. B. als Lehrer oder Pfarrer (wie bezeichnend, daß den Landpfarrern erst der gegenwärtige Papst ihren Heiligen geben mußte in dem Curé von Ars!), geht es nach dem Wort eines Kardinals, der selbst der Sectio pro beatificatione et canonisatione in der Ritenkongregation angehörte: „Es ist leichter heilig zu sein, als heiliggesprochen zu werden."

Marburg Heinrich Hermelink

Die Predigt der Gegenwart

Bericht, Aufgabe, Umfrage

Ich hab' von ferne, Herr, Deinen Thron erblickt. Von W. Olschewsky. Königsberg, Buchhandlung der Inneren Mission, 1931. 228 S., geb. 3.20 M.

Das Wort vom Kreuz. Von Karl Heim. Tübingen, Osiander, 1931. 220 S. 4.50 M.

Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort! Andachten, herausgegeben von Gerhard Jacobi. Berlin, Furche-Verlag, 1931. 527 S. 6 M.

Predigten. Von Gustav Mix. Leipzig, A. Klein, 1931. 86 S. 1.50 M.

Heiligung des Alltags. Von Karl Müller. Leipzig, A. Klein. 76 S. 1.50 M.

Heiliges Land. Von H. Keßler. Dresden, Ungelenk, 1931. 94 S. 2 M.

Andachten. Von Ernst Otto. Eisenach, Volksdienst, 1931. 110 S.

Still wachsende Saat. Von Otto Frommel. Leipzig, A. Klein, 1931. 204 S., 5, geb. 6.50 M.

Die Wahrheit Gottes. Von K. A. Busch. Görlitz, Hutten-verlag, 1931. 224 S. K. 5 M.

Gebet- und Andachtsbuch. Von R. Grubemann. St. Gallen, Fehr, 1931. 311 S., geb. 4.50 Franken.

Gibt es noch Freude? Von Walter Lehmann. Eckernförde, Schwensen, 1931. 39 S. 0.50 M.

Faustpredigten. Von Kurt Engelbrecht. Leipzig, A. Klein, 1932. 123 S. K. 1.50 M.

1

Ist es möglich, das Wort „Predigt" seines ironisch-mitleidigen Beigeschmacks zu entkleiden und es wieder mit dem Ton des Ernstes zu versehen, der ihm einmal eigen war und ihm auch gebührt? Ist es noch möglich oder wieder möglich? Es ist schwer zu sagen, ob im allgemeinen die Predigt besser geworden ist, ob all die theoretischen Bemühungen um ihr Wesen und ihre Aufgaben im Bund mit einer ernster gewordenen Theologie etwas gefruchtet haben. Wie oft hat man leider, um es immer wieder zu beklagen, das Gefühl: da sitzt ein braver Mann an seinem Schreibtisch, arbeitet eine theologisch-ethische Abhandlung aus, die mit Evangelium und mit wirklichen Menschen nichts zu tun hat, schreibt dann „Liebe Gemeinde!" drüber und „Amen" drunter; und also ward aus Abend und Morgen eine Sonntagspredigt. Und dies Geistesprodukt ist dann noch geschrieben in einer Sprache, die durch das theologische und philosophische Studium alles Lebensblut verloren hat, so daß sie überaus fremd und hart in die Gemeinde hinunter fällt. Doch wie gern hört man doch immer und überall einen Mann, der etwas zu sagen weiß, der ins Leben tüchtig und kräftig hineingreift und in einer packenden Sprache redet, redet, anstatt Memoriertes herunterzuleiern wie eine Schallplatte. Hat das Kino das Auge ermüdeter Zeitgenossen in Beschlag genommen, so gibt das Radio, die andere technische Großmacht, begründete Hoffnung, daß der unmittelbare Weg vom Mund zum Ohr nicht hoffnungslos verschlossen sei. Nur muß etwas gesagt und nicht nur gesprochen werden, und zwar dies interessant und verständlich: Rede, Rede!

Es haben sich dank einer geheimnisvollen homiletischen Providenz auf meinem Bücherbrett eine Anzahl von neueren Predigt- und Andachtsbüchern zusammengefunden, die eine Uebersicht über gewisse Typen aller in unsrer Kirche vorhandenen Gruppen und Richtungen ermöglichen.

In der alten Sprache würde man sagen: Typen der Richtungen von Rechts nach Links; heute kann man es besser anders ausdrücken: die Predigt- und Andachtsbücher unterscheiden sich nach dem Maße, in dem sie das, was spezifisch Evangelium ist und das, was außer ihm liegt, in ein Verhältnis zu einander setzen. Genauer nach dem Maße, in dem sie das weite Gebiet der Kultur in Betracht ziehen. Es ist immer wieder dieselbe typische Grundtatsache: die Orthodoxie und der Pietismus hatten die allgemeinen Themata bevorzugt, sprachen von den zentralen christlichen Wahrheiten, und das in einer Sprache, die den bekannten geographischen Namen führt. Der Rationalismus hatte dem eine Predigtweise entgegengesetzt, die darüber hinaus in den Bereich des allgemeinen Lebens mit speziell praktischen Themen eingriff. Er nahm Rücksicht auf das Ethische und Kulturelle und befleißigte sich dem entsprechend einer Sprache, die der Bildung der Zeit angemessen war.

An demselben Leitseil werde die heutige Predigt in ihren Vertretern durchmessen. Es werde also begonnen mit solchen, die zentrale christliche Heilsgedanken bevorzugen oder allein diese der Gemeinde einprägen wollen. Es werde geschlossen mit einem Prediger, der ganz aus dem herkömmlichen Brauch heraustritt und in dem Jubiläumsjahr einen Kranz von Faustpredigten zu Füßen Goethes niederlegt. Dazwischen finden Prediger Platz, die eine Mittelstellung mit Bevorzugung der einen oder der andern Richtung einnehmen. Es wäre eine gute Probe auf die Richtigkeit dieses Vorgehens, wenn sich zeigen ließe, daß, entsprechend der eben gemachten Bemerkung über das Verhältnis von Inhalt und Form, immer, wenn auch nur ungefähr, jeder Typus seine besondere Struktur und Form trägt, wie sie organisch zu seinem inhaltlichen Charakter gehört.

Im Einzelnen soll, statt in allgemeinen Urteilen ohne ersichtlichen Grund, so über jeden Predigtband berichtet werden, daß sein besonderer Gedankengehalt oder sein eigentümliches Wollen, wenn ein solches zu finden ist, nach einem bestimmten Schema kurz dargestellt wird. Dieses wird sich nach der Grundstruktur aller Predigt zu richten haben. Es ist nicht jedem be-

kannt, daß diese aus einer Anordnung von vier Elementen besteht: zwei Lagen oder Zustände und zwei Verhaltungsweisen — daraus setzt sich alles, was Predigt heißt, so oder so zusammen. Zwei Zustände: der empirische und der normale, d. h. der sein-sollende; zwei Verhaltungsweisen: was Gott getan hat oder tut, und was der Mensch tun kann und tun soll, um die erste Lage zur zweiten emporzuführen.

Bericht und Aufgabe soll der Sinn der gesamten Darstellung sein. Ist früher häufig in ähnlichen Berichten über Predigtliteratur die Aufgabe aus dem vorhandenen Material erschlossen worden, weil doch die Prediger dicht an der Front der gegenwärtigen kirchlichen Arbeit stehen, so soll diesmal umgekehrt verfahren werden. Die Aufgabe werde zuerst einmal aus allgemeinen Voraussetzungen und Notwendigkeiten abgeleitet, und dann werden die Predigten daran gemessen; den Schluß mache dann ein Abschnitt, in dem gesagt werde, was in dieser gegebenen Predigtliteratur an jener Aufgabe noch fehlt.

Die allgemeine Aufgabe ist nicht schwer zu bezeichnen. Es handelt sich um dasselbe, wie zu jeder Zeit in der Geschichte der Kirche: das Evangelium oder genauer die Seite an ihm, die zu der kulturellen und religiösen Lage der Gegenwart paßt, in einer Weise mit ihr in Verbindung zu bringen, daß die Botschaft verstanden wird, packt und einschlägt. Als Merkmal der Gegenwart kommen hauptsächlich die großen äußeren und inneren Veränderungen in Betracht, die aus der Umgestaltung unsres Lebens durch Technik, Wirtschaft und Politik, aber auch durch die Entwicklung der Kultur im weitesten Sinne hervorgerufen worden sind. Wir denken an Tiefenpsychologie, die neue physikalische Wissenschaft, die Wandlung der Grundstimmung aus Optimismus in Pessimismus, an Nationalismus, Säkularismus und Mechanismus. In alledem lebt der heutige „moderne Mensch". Ueber dieser hochaktuellen Seite der Hörer werde aber etwas anderes nicht vergessen: das Leben außen und innen, wie es zwischen Geburt und Tod gleichmäßig seit Jahrtausenden dahinrollt. Es im Glauben so zu bewältigen, daß aus ihm Segensfrucht erwachse, dazu zu verhelfen ist eine dauernde Aufgabe der Predigt. Diese wird gefördert durch unsre moderne Kunst, realistisch-praktisch seelische Zustände ganz anders zu erfassen, als es der üblichen schematischen homiletischen Weise möglich ist. Es soll doch nicht dargestellt, sondern es soll geholfen, ja geholfen werden; sonst hat das ganze Gerede keinen Sinn und Zweck. Daß man dabei nicht vom Allgemeinen auszugehen oder gar in ihm hängen zu bleiben hat, um dem Hörer die Uebersetzung in das Besondere zu überlassen, sondern daß man diesem Besonderen möglichst dicht auf den Leib zu rücken hat, wozu freilich Kenntnis und Fleiß gehört, das wird wieder im Geist jenes Nationalismus ein wichtiges Stück unsrer Schlußerkenntnis bilden.

2

Olschewsky liebt die radikalen Gegensätze und die starken Töne. Sein Blick ist auf das Elend des Menschen gerichtet. Die fluchbeladene Menschheit, die furchtbare Schuld, die zur Verzweiflung bringt; und dann die Sklaverei der Leidenschaft und das Gefängnis der Sünde, die Vergiftung unsres ganzen Wesens durch die Sünde, von der jede Röntgenaufnahme unsrer Seele zeugt; der stabile Gott des Geldschrankes, der aber elend versagt, wenn der Tod das junge Mädchen davonreißt; endlich unser Stand als Fremdlinge in der Herberge der Welt — das ist der Zustand, in dem wir Menschen vor Gott stehen. Aus ihm recken sich hilfeflehende Arme Gott entgegen: unsre Erlösungssehnsucht, das Verlangen nach einer Heimat, das Bedürfnis nach Seelenfrieden, die Sehnsucht nach Liebe, nach Freiheit von der Eitelkeit der Erde. — Es gibt aber einen Zustand, der diesem entgegengesetzt ist: es gibt Heilsgewißheit, so daß die Seele jubelt: Er ist unser Friede! Es gibt die selige Tatsache der Erlösung, ein ganz neues Leben der Wiedergeburt, der vollständigen Umwandlung, der tiefersahrenen Freundschaft mit Gott, und es gibt eine Heimat, eine Stätte ewiger seliger Ruhe bei Gott für die müden Erdenpilger. Dieses Heil aber ist allein auf Golgatha zu haben, wo das Blut des Heilandes rinnt. Hier scheiden sich die Geister, wo es Hilfe für die verschmachtete Seele gibt, während die Menschen mit dem zusammengeborgten wissenschaftlichen Gefieder leer ausgehen. In jenen durchzittert ein seliges Verstehen wie Morgenrot die Seele, und wie die Gnade den Einzelnen auf das Geheimnis dieser Gottesliebe gründet, so bildet sie auch durch den heiligen Geist die innige Gemeinschaft der Gemeinde. Nur muß man Gott um jeden Preis, auch um den der Lieblingssünde suchen, betende Hände aufheben und das Quellwasser der Gnade trinken, ohne es einer chemischen Untersuchung zu unterziehen.

Liegt so über der Predigt die starke Spannung der Entscheidung angesichts der Ewigkeit, so entspricht diesem Wollen ganz und gar die Form der Rede. Ja, es ist Rede, angreifende und anstürmende Rede. Immer schreit oder jubelt die Seele; reichlich sind — wohl aus Kriegserinnerungen — militärische Embleme angewandt: drei Trompetenstöße, Fahnenträger des Evangeliums. Kleine Sätze mit beständigen Wiederholungen: „Freunde, Freunde!" — „Die Gnade, die Gnade!" — „Was tut er, was tut er?" — „Seele, Seele, ich beschwöre dich!" — Refrain, Fragen, Imperative, dramatische Szenen, kleine Anekdoten — all das gibt der Predigt einen lebhaften Charakter, wie er methodistischer Gewohnheit entspricht.

Wie der Methodismus der stürmische Sohn des sanfteren Pietismus ist, so findet sich das eben gezeichnete Bild in gedämpften Farben wieder bei Heim. Es ist zunächst ungefähr dieselbe Grundanschauung von Leben, Mensch und Welt. Wir befinden uns in unserm zeitlichen Dasein in schmerzlicher Abhängigkeit von Gott, auf den wir ganz und gar geworfen sind. Unsre Erdgebundenheit zeigt sich vor allem angesichts des Todes, der jeden mit Grauen erfüllt, zumal da unsre unvergebene Schuld seine stärkste Waffe ist; so wird der Tod unser Feind, zumal der rasche Tod, für den Heim manche Beispiele gibt. Schlimmer aber ist die Sklaverei der Leidenschaft, in die z. B. der Trinker allmählich verfällt. Spezielle Sünden erscheinen öfter als Beispiele für die allgemeine Sündhaftigkeit, so etwa die Unart, am Stammtisch der Zunge die Zügel schießen zu lassen oder ein Despot im Hause zu sein. Stehen wir so alle unter der Macht der Finsternis und in der Gewalt des Bösen, so ist das der Fluch der Gottferne, weil wir den Zusammenhang mit Gott zerrissen haben. Damit sind wir voll Schuld geworden, die uns unsern Frieden raubt und der Verzweiflung nahebringt. Das ist die Macht der bösen Welt, die in ihrer ganzen Richtung, in ihrem Streben nach Reichtum, nach Ehre und Erfolg, in ihrer Unbarmherzigkeit das Gegenteil der Welt Gottes darstellt. An diesem Fluch hat auch die erkaltete Kirche teil, und wir Christen haben nichts vor den sog. Sündern voraus. Wir wären verloren, wenn Gott nicht seine Gnade hätte walten lassen, die in dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland erschienen ist. Von dieser Gottesgüte fühlen wir uns nun selig abhängig in unserm zeitlichen Leben. Gott vergibt die Schuld, wandelt uns um und befreit uns von uns selbst, der unentrinnbare Gott, der uns durch die Macht Christi aus dem Sturz in die eigene Tiefe errettet, der auch hinter den Tod den Schlußpunkt gesetzt hat. So können wir uns entscheiden für den Weg Gottes gegen den des Teufels und der Welt, so daß unsre ewige Zukunft gesichert ist. Die große Versöhnungstat Christi stiftet eine Blutgemeinschaft derer, die, ganz umgewandelt im seligen Gottesdienst der Liebe, steile, dunkle Treppen hinaufsteigen, um mit Wort und Tat zu helfen. Die Botschaft von dieser Gottestat ist in der Bibel enthalten, die ein schlichtes Menschenwort und doch ewiges Gotteswort ist, über die die Gemeinde der Erlösten mitjubelt. So finden wir Erquickung im Angesicht des Herrn; ein klarer Gottesplan geht uns über unserm Leben auf, er zielt auf die neue Welt, die Gott baut. Hat solches alles Gott getan, so bleibt unsre Aufgabe, daß wir unsre Kräfte sammeln, nachdem wir im Spiegel des Wortes unser Ebenbild geschaut haben. Wir müssen das Ruder fest in die Hand nehmen, um dem Strom der Welt entgegenfahren zu können. Vor allem aber kommt es auf fleißiges Beten an.

Diesem offenbar pietistischen Gehalt entspricht die Form der Predigt. Es ist alles gemeinverständlich ausgedrückt, nichts erinnert an den üblichen akademischen Ton von Universitätspredigern. Immer machen aller Breite zum Trotz kleine Geschichten, Bilder, Zitate, persönliche Erlebnisse die Rede interessant. Ein feiner, stiller Geist durchweht die ruhigen Auseinandersetzungen und die gehaltenen Anmutungen, wenn man auch wünschte, daß der akademische Redner mitunter etwas tun möchte, um die Erkenntnis und nicht nur den Zusammenhang mit der Welt Gottes zu fördern und zu sichern.

Marburg. Friedrich Niebergall

(Schluß folgt)

Die Ergebnisse der theologischen Prüfungen in der altpreußischen Landeskirche

Meine Bemerkungen über die Leichtigkeit der theologischen Prüfungen, Sp. 549, haben da und dort befremdet; man befürchtet, sie könnten zur Herabwürdigung des Pfarrerstandes mißbraucht werden. Ich habe mich deshalb nach genauen Zahlen umgesehen, habe aber solche bis jetzt nur für den Bereich der altpreußischen Landeskirche gefunden. Die Zahlen lauten, nach dem Kirchl. Gesetz- und Verordnungsblatt für die Evangelische Kirche der altpreußischen Union, für die Jahre 1926 bis 1930:

Erste theologische Prüfung

1926	bestanden	191,	nicht bestanden	43,	d. i.	17,9%	der	Geprüften
1927	„	169,	„ „	14,	„	7,6%	„	„
1928	„	134,	„ „	18,	„	13,4%	„	„
1929	„	167,	„ „	30,	„	15,2%	„	„
1930	„	233,	„ „	50,	„	17,6%	„	„

Zweite theologische Prüfung

1926	bestanden	214,	nicht bestanden	9,	d. i.	4,0%	der	Geprüften
1927	„	171,	„ „	9,	„	5,0%	„	„
1928	„	173,	„ „	11,	„	5,9%	„	„
1929	„	170,	„ „	8,	„	4,4%	„	„
1930	„	148,	„ „	6,	„	3,8%	„	„

Im Einzelnen seien die Ergebnisse der Prüfungen vor dem brandenburgischen und dem sächsischen Konsistorium herausgegriffen. Hierfür lauten die Zahlen:

Brandenburgisches Konsistorium:
Erste theologische Prüfung

1926	bestanden	43,	nicht bestanden	12,	d. i.	21,8%	der	Geprüften
1927	„	43,	„ „	—,	„	—	„	„
1928	„	31,	„ „	1,	„	3,1%	„	„
1929	„	42,	„ „	6,	„	12,5%	„	„
1930	„	53,	„ „	4,	„	7,0%	„	„

Zweite theologische Prüfung

1926	bestanden	59,	nicht bestanden	—,	d. i.	— %	der	Geprüften
1927	„	27,	„ „	1,	„	3,5%	„	„
1928	„	44,	„ „	—,	„	—	„	„
1929	„	37,	„ „	1,	„	2,6%	„	„
1930	„	41,	„ „	—,	„	—	„	„

Konsistorium der Provinz Sachsen:
Erste theologische Prüfung

1926	bestanden	31,	nicht bestanden	2,	d. i.	6,0%	der	Geprüften
1927	„	23,	„ „	—,	„	—	„	„
1928	„	21,	„ „	—,	„	—	„	„
1929	„	26,	„ „	1,	„	3,7%	„	„
1930	„	40,	„ „	10,	„	20,0%	„	„

Zweite theologische Prüfung

1926	bestanden	24,	nicht bestanden	3,	d. i.	10,3%	der	Geprüften
1927	„	23,	„ „	—,	„	—	„	„
1928	„	23,	„ „	—,	„	—	„	„
1929	„	26,	„ „	—,	„	—	„	„
1930	„	14,	„ „	—,	„	—	„	„

Daß in der zweiten Prüfung das Ergebnis viel günstiger zu sein pflegt als in der ersten, entspricht dem Gang der Dinge bei den Prüfungen für andere Berufe.

Die Zahlen für 1931 liegen mir noch nicht vor. Für die Jahre 1926 bis 1930 nehme ich keinen Anstand, meine Beschwerde, daß die theologischen Prüfungen zu leicht seien, etwas einzuschränken; im Bereich der gesamten altpreußischen Landeskirche haben immerhin bis zu 17,9% der Kandidaten nicht bestanden.

Worauf es aber ankommt, ist nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft. Das überstiegene Angebot an Kandidaten steht in keinem Verhältnis mehr zur Nachfrage; die Prüfungskommissionen können deshalb die Kirchen vor der Ueberschwemmung und die Kandidaten vor ihrem eigenen Unglück nur retten, wenn sie die barmherzige Unbarmherzigkeit walten lassen und jeden halbwegs ungeeigneten Kandidaten zurückweisen.

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

Bücher und Schriften

Katechismusunterricht nach Luthers Kleinem und Großem Katechismus (1.—3. Hauptstück) unter Wahrung der Forderungen der Arbeitsschule, der Jugendpsychologie und einer Pädagogik des Glaubens. Von Erwin Wißmann. Gießen, Töpelmann 1932. 175 S. 4 M.

Der Verfasser sieht die Schwierigkeiten des Katechismusunterrichtes, daß z. B. die Erklärung Luthers zum ersten Artikel für den verheirateten Bauersmann des Jahres 1529 geschrieben ist, daß die Worte „empfangen vom Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ und die Lehre von der Erlösung durch Jesu Blut für Kinder nicht passen, daß fast der ganze dritte Artikel die Fassungskraft der Kinder übersteigt, daß die Erklärungen Luthers zum Vaterunser zu umständlich und kaum zu lernen sind. Indem er in sehr dankenswerter Weise sehr häufig den Großen Katechismus heranzieht, bemüht er sich, diese vielen Schwierigkeiten zu heben. Er biegt um, umgeht, erklärt, veranschaulicht, macht schmackhaft. Ich glaube indes, daß er mit all diesen redlichen Bemühungen nur an dem Uebel herumkuriert, ohne es aufzuheben. Der Kleine Katechismus ist gewiß ein Kleinod unserer Kirche; aber es ist ein leicht zu durchschauender Trugschluß, daß deshalb auch ein zusammenhängender Katechismusunterricht nötig und ersprießlich sei. Man behandle die einzelnen Stücke des Katechismus dort im Unterricht, wo sie ihren „Sitz im Leben“ haben, nämlich die Zehn Gebote innerhalb der alttestamentlichen Geschichte, Taufe, Vaterunser und Abendmahl innerhalb des Leben-Jesu-Unterrichts und das Zweite Hauptstück im Zusammenhang mit dem Leben Luthers. Den gesamten Religionsunterricht kann man mit einer „Evangelischen Jugendlehre“ in der Art August Neukaufs abschließen; diese dürfen wir aber nicht in die längst zu eng gewordene Rüstung des Kleinen Katechismus einzwängen, sondern müssen sie selbständig gestalten. So schwinden mit einem Schlag alle Schwierigkeiten, mit denen sich Wißmann vergebens abmüht.

Hermann Tögel

Eine reiche Erbin und doch eine Bettlerin. Kleine Bilder aus Eva v. Tiele-Wincklers Leben. Von Dr. Käthe Kaiser. Basel, Heinrich Majer. 54 S. 1 M.

Als wir der heiligen Elisabeth gedachten, beschäftigte mich oft der Gedanke, welche evangelische Frau wir ihr eben als evangelische Seelenverwandte an die Seite stellen könnten. Ich las später dies Büchlein, ohne Jahr, das 3.—5. Tausend ankündigend, jetzt hoffentlich weit darüber hinaus. Eva v. Tiele-Winckler ist die Gesuchte, und wer sie nicht schon kennt, soll sich das Büchlein nicht entgehen lassen. — Möchte ihm in künftigen Auflagen ein buchhändlerisch genaues Verzeichnis ihrer (der Mutter Eva) Schriften und der Schriften über sie beigegeben werden. R

Der Ruf unserer Zeit nach Menschwerdung. Die deutsche Schicksalsfrage im Lichte der Freimaurerei. Von Diedrich Bischoff. Gotha, Leopold Klotz 1932. 152 S. 3 M.

Gegenüber einem völlig wahrheitswidrigen, tendenziösen Zerrbild vom Wesen und Wollen der deutschen Freimaurerbewegung, wie es heute vielfach in agitatorischer Weise kritiklosen Massen eingeimpft wird, zeigt diese Schrift, was in der Freimaurerei in Wahrheit vorgeht, welches wertvolle deutsche Kulturgut — bedeutungsvoll gerade für Volk und Vaterland — sie umschließt. Die freimaurerische Ideenwelt geht in ihrer Grundauffassung einig mit der Welt des deutschen Idealismus und seinem Humanitätsideal. Von Bedeutung ist die Wendung vom Materiellen zum Seelischen, das Werden echten, harmonischen Menschentums, das entschiedene Werken der „Persönlichkeit“, wobei die Gebundenheit des Ichs an die Gemeinschaft wohl bewußt bleibt. Etwas vom Geist der Goethezeit ist hier lebendig. Gedanken führender Geister wie Herder, Lessing, Fichte, Krause finden ihre Auswertung und Verdeutlichung. Man wird auch oft an die „schöpferische Geistigkeit“ Rudolf Euckens erinnert. Vieles begegnet sich mit dem neuen Denken Albert Schweitzers. Ein undogmatisches Christentum der Gesinnung und Tat wird vertreten. Die „Gottesidee“ ist für die Gestaltung des geistig-sittlichen Lebens von entscheidender Bedeutung. Zunächst muß jeder einzelne die Ideen wahrer Humanität in seiner eignen alltäglichen Lebensführung anschaulich werden lassen, um so durch Beispiel und Vorbild dem allgemeinen Wollen die Wege zu ebnen. Denn die Gebote der Religion und Sittlichkeit wollen zuletzt auch die wirtschaftlichen, sozialen, politischen Zusammenhänge gestalten helfen und so in aller Zertrümmerung der Gegenwart das Fundament für einen neuen, kulturellen Aufbau des deutschen Volkes und der Völker legen.

Wenn man bedenkt, wie die Tendenzen der Zeit in eine andere Richtung gehen, wie stark heute alle antiidealistischen Bestrebungen sind, wie „Idealismus“ und „Liberalismus“ verkannt und verleumdet werden — obwohl sie ganz besonders unserer völkischen Geistesart entstammen und innerste deutsche Wesenszüge erfüllen —, so gehört zu solchem unmodernen Ruf des Verfassers ein beträchtlicher Mut. Doch mögen seine Gedanken von den herrschenden Anschauungen und Bestrebungen unserer wirren Zeit abweichen, es ist damit nicht gesagt, daß sie nicht mit Weg und Ziel einer neuen, sittlichen Kultur besser vertraut sind, daß nicht neben vielen anderen Bestrebungen und Bünden auch die Logen im fruchtbaren Dienst einer sittlich-religiösen Erneuerung unseres Volkes stehen und wesentlich dazu beitragen, ein Licht in die Finsternis unserer Gegenwartskultur zu bringen. Hermann Steiner

„Die Tat.“ Unabhängige Monatsschrift. Herausgeber Hans Zehrer. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Der verstorbene Eugen Diederichs hat viel Spürsinn als Verleger bewährt. Man kann zu den wertvolleren Ergebnissen dieses Spürsinns auch die Ueberantwortung der Verlagszeitschrift „Die Tat“ an eine Gruppe junger Politiker rechnen, welche eine ursprünglich Naumannsche These unter neuem Gesichtspunkt wieder aufzunehmen versuchen.

Naumann ging, wie sein ganzer Kreis, von ursprünglich konservativen Gesichtspunkten aus. Das Laissez aller des Liberalismus war sein eigentlicher Gegner, ein sehr stark national und religiös eingestellter antisozialdemokratischer, antiliberaler Sozialismus sein Hauptgesichtspunkt.

Allein der Konservatismus, auf dem Wege damals zur Verbindung mit der Großindustrie, erließ seinen Bannfluch gegen die sieben sozialen Pfarrer, die es damals gab. Naumann versuchte, seine Gedanken in einer eigenen Partei zur Wirkung zu bringen. Der Versuch konnte unter dem damaligen Wahlrecht nicht einmal ihm selbst, als dem Führer, einen Sitz im Reichstag verschaffen,

So wandte er sich dem linken Flügel des Liberalismus zu, der unter der Führung Barths ihm sehr weit entgegenkam.[1])

Der jetzige Kreis der „Tat" hat nun die Ausgangsstellung Naumanns wieder aufgenommen: die Stellung gegen den Liberalismus.

Es ist das wohl auch der Grund, weswegen er den Zusammenhang mit der durch die Wendung zum Liberalismus für ihn kompromittierten Naumannschen Idee nach Möglichkeit, oder vielmehr schon in unmöglicher Weise selbst da verschweigt, wo er besprochen werden müßte: an den Stellen, wo von der Vorgeschichte der eigenen Stellungnahme die Rede ist.

Vielleicht ist die Rückkehr zu der Naumannschen Ausgangsstellung heute wirklich wieder möglicher geworden, als sie es Naumann selbst wurde. Was ihm die Fortentwicklung der sozialen Ansätze im Konservatismus verbaute, ist vielleicht nicht mehr gleich ernst zu nehmen in einer Zeit, welche die Warnung der bolschewikischen Revolution, sowie die Nationalisierung der Sozialdemokratie im Krieg erlebt hat.

Der „Tat"kreis jedenfalls glaubt mit großer Inbrunst daran, die im rechtsstehenden Bürgertum nie ganz geschwundenen antikapitalistischen Instinkte mit Erfolg für eine Verbindung mit dem Sozialismus neu aufrufen zu können. Nicht zwar mit dem der Sozialdemokratie. Die hält er — kaum völlig mit Recht und kaum ganz mit Unrecht — für liberal-kapitalistisch „verseucht". Er denkt lieber gleich an radikalen Kommunismus. Die Tatsache, daß der viel marxgläubiger noch ist als die Sozialdemokratie, stört ihn dabei nicht, da ja irgendwelche liberale Konsequenzen nicht gezogen werden.

(Daß man konservativ-sozialistische Möglichkeiten auch anders sehen kann, dafür möchte ich hier den Fall anführen eines geistig sehr bedeutenden Mannes, der durchaus konservativ, ja ostelbisch eingestellt ist, aber dennoch bei den Wahlen sich für die Sozialdemokratie betätigt. Und zwar mit der Begründung, daß sie die einzige Partei sei, die positive und zuverlässige Politik treibe. Er sieht offenbar da, wo der „Tat"kreis liberalistische Verseuchung zu erkennen glaubt, vielmehr konservative, staatserhaltende Gesinnung und feste historische Anknüpfung.)

Aber wie dem auch sei, und selbst wenn man die Idee einer Zusammenführung der polaren Radikalismen zu praktisch aufbauender statt nur zerstörender Tätigkeit für utopisch hält, so würde doch eine solche Utopie die Tendenz auf Einigung des Volksganzen in weitgreifendster Umfassung sehr anschaulich ausdrücken und dafür von entschiedenem Wert sein.

Zumal die Beurteilung des heute Geschehenden im allgemeinen durchaus positiv vorschreitet. So wenn über die Notverordnungen gesagt wird: es komme darauf an, von welcher Seite man an sie herangehe. Kommt man von der alten ideologischen Wirklichkeit her, die keine Wirklichkeit mehr ist, so sehe man überall Not-, Ausnahme- und Krisenerscheinungen, die möglichst schnell rückgängig gemacht werden müßten. Ahnt man dagegen bereits das neue Zukunftsbild, das sich heute formt, so erhalten Krise, Not und Verfall einen zukunftträchtigen Sinn und man kann positivkritisch daran weiterzubauen versuchen.

Einem Beginnen, das von dieser Betrachtung ausgeht, können wir nur von Herzen so viel Erfolg wünschen, als es irgend zu erreichen vermag, und uns besonders auch darüber freuen, daß es auf so hohem Niveau einsetzt — in sehr begrüßenswertem Unterschied von den nationalsozialistischen Versuchen. Auf allerlei Anstoß muß man freilich gefaßt bleiben. Zum Beispiel hatte „Die Tat" im ersten Wahlgang in sehr vernünftiger Begründung für Hindenburg gesprochen, im zweiten unter völlig fadenscheinigen Vorwänden gegen seine Wahl. Wahrscheinlich war man stolz auf dadurch bewiesene diplomatische Wendigkeit.

Aber dabei bleibt es für ehemalige Anhänger Naumanns, daß es nicht so ausgehen darf, daß der ganze Aufwand ohne jedes positive Ergebnis bleibt. Je weniger die Nationalsozialisten bei den Wahlen der letzten Monate ihr eigentliches Ziel erreicht haben, desto eindringlicher muß das Nachdenken über die wirklich positiven Anregungen vorgetrieben werden, die in diesen Zusammenhängen auftauchten. Das Nachdenken z. B. über die Möglichkeit eines Neubaus auf Grund der religiösen, ständischen und bündischen Gruppen, in denen die politische Arbeit über die Stimmzettelabgabe hinaus in opferbereiter Kameradschaft positiv vorschreitet. Das Nachdenken über Arbeitsdienstpflicht oder über Reagrarisierung oder Planwirtschaft. Oder über eine vernünftig verstandene Autarkie, da uns die Grenzen von außen verschlossen werden. Kurz über alles, wovon man sagen kann: was ein feindlich scheinendes Schicksal uns aufzuzwingen sucht, das gilt es, in positiver Umbiegung selbst in die Hand zu nehmen. Für alle diese Fragen scheinen mir die in der „Tat" gebotenen Erwägungen außerordentlich fruchtbar.

Allerdings muß hier auch von einem sehr verwunderlichen Lapsus, leider nicht nur des Federhalters, sondern der Gesinnung gesprochen werden, der das erste Heft des Jahrgangs 1932 verunziert.

Es brachte zu Anfang einen durchaus auf der Höhe stehenden Artikel Zehrers, in welchem als „die eigentliche Aufgabe" die Herausbildung einer geschlossenen neuen Elite, einer führenden Schicht bezeichnet wird. Es wird dabei viel Gutes und Bedenkenswertes gesagt. Dahin ist zu rechnen, was über die Notwendigkeit eines gewissen harten Asketentums in dieser Schicht verlautet. Wir würden an die edle Gestalt Naumanns dabei denken. Zehrer weist auf das Asketentum Brünings hin, das ihm das wunderbare Vertrauen geworben hat, das er besitzt, oder nach Zehrer doch besaß.

Dies und anderes, ja das meiste zu dieser Sache Gesagte ist sehr gut. Man denkt unwillkürlich an manche Gruppen solcher Elite, die sich zu schließen suchen, wie Zehrer es fordert. Man denkt an die Religiösen Sozialisten, die sich mitten in der Sozialdemokratie gegen die platte materialistische Grundthese Marxens — oder seiner „Epigonen" — mit viel Tapferkeit gewandt haben, geschart um Gestalten wie etwa die Hendrik de Mans, der dem „Tat"verlag einige prächtige Bücher schenkte („Zur Psychologie des Sozialismus", „Der Kampf um die Lebensfreude", und das hübsche Heft: „Die Intellektuellen und der Sozialismus").

Dann aber brachte dieses Heft einen außerordentlich enttäuschenden, sehr unwürdigen Seitenangriff gegen einen ganzen Sektor ausgerechnet dieses Kreises, der Elite führender Wirtschaftspolitiker, und drohte weitere ähnliche an. Erfreulicherweise sind die aber abgebrochen worden, so daß man hoffen darf, ein neues Absinken nicht mehr befürchten zu müssen. Womit denn dieser Zwischenfall beschlossen sein und es bei der sehr ernsthaften Empfehlung verbleiben mag. Wenigstens für kritische Leser.

Arthur Bonus

Die Sendung der jungen Generation. Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise. Von Günther Gründel. München, C. H. Beck 1932. 459 S. 6.50, geb. 7.50 M.

Dieses groß angelegte, klar und treffsicher geschriebene Buch gibt sich als Sprecher der jungen Generation und als Deuter ihres Werdens, ihres Wesens, ihrer Aufgaben und ihrer Zukunft. Aber hinter dem Wir-Stil verbirgt sich keinerlei Anmaßung, die in den dröhnenden Programmäußerungen von Gruppen, Schichten, Klassen und Parteien nie fehlt. Das „Wir" ist hier der Ausdruck für die ohne jedes Pathos, dafür mit hohem Ethos vorgetragene Ueberzeugung von der geschlossenen Einheit der jungen Generation, deren Leitidee um die Jahrhundertwende mit der Jugendbewegung geboren, sich in der jungen Frontkämpfergeneration, der Kriegsjugend — und der Nachkriegsgeneration verleiblichte und die unter härtesten Entbehrungen langsam und schicksalsmäßig zu ihrer Zukunftsgabe heranreifte und heranreift: der kommenden deutschen Revolution. Der Verfasser versteht Geschichte zu erleben als einen Werdeprozeß, in den man ganz eingegangen sein muß, um nicht von heute auf morgen nach weltanschaulichen, wirtschaftlichen und politischen Rezepten, sondern auf weite Sicht an eine Aufgabe heranzugehen und sie zu verwirklichen.

Damit ist nichts Geringeres geschehen als eine Rettung der jungen Generation aus den Fangarmen der politischen Parteien, vor allem des sich als die Partei der Jugend gebenden Nationalsozialismus. Gründel setzt sich denn auch ernsthaft und sachlich im Namen der nach seiner Meinung trotz verschiedener Parteizugehörigkeit einheitlich ausgerichteten jungen Generation mit den politischen Hauptrichtungen auseinander: mit dem Bürgertum, dem Kommunismus und dem Nationalsozialismus. Immer wieder hebt er hervor: Die junge Generation ist eine schlechthin enterbte, aber sie ist darum nicht verzweifelt, sondern wächst an allen Schwierigkeiten. Und sie ist mit einer Selbstverständlichkeit sozial, daß sie nicht mehr kapitalistisch denken und auf Prosperität ausgehen kann, sondern zutiefst eine Gemeinschaft mit jedem jungen Volksgenossen zu erleben imstande ist, aus der heraus sich unser Volk neu und anders gestaltet. Denn das ist außer der selbstverständlichen Sozialhaltung das Entscheidende: Die junge Generation will die deutsche Nation und wird sie bauen, wenn sie sich weder vorzeitig festlegt, noch es an gründlicher Vorbereitung auf die kommenden Aufgaben fehlen läßt. Und wer wirklich etwas kann, wer gründlich gebildet ist und das eine große, durch die Geschichte bestimmte Ziel vor Augen hat, ist fähig zur neuen Tat, zum Ertragen und Gestalten der kommenden deutschen Revolution, die hin zum neuen Reich der Deutschen führen wird.

Dies alles klingt nationalsozialistisch. Aber so sehr Gründel den Nationalsozialismus ernst zu nehmen und zu studieren empfiehlt, so sehr setzt er sich kritisch mit ihm auseinander und läßt erkennen, daß er ihn höchstens für einen Hinweis und vielleicht für einen Schritt hin zum neuen Reich der Deutschen hält. Denn es fehlt dem Nationalsozialismus an wirklicher Bildung. Mit einem Minimum an der für jede Gestaltung unentbehrlichen Sachkenntnis sei er an den Versuch einer grundlegenden Neuordnung herangegangen und verrate nichts als einen höchst gefühlsbetonten Erneuerungswillen. Und schließlich verkenne er den Grundcharakter des deutschen Volkes, das sich nicht eine Vereinseitigung ins Soldatische gefallen lasse, so wenig wie die Diktatur eines Führers, der nicht ein überragender Sachkenner und großer Charakter zugleich ist. Das deutsche Volk mit seinen gegensätzlich gearteten Menschen kann nicht anders als aus der Erkenntnis der ihm eigenen polaren Kräftespannung gestaltet werden. Und: „Die deutsche Neuordnung wird ganz wesentlich mehr Ideenreichtum erfordern als die einseitigen Kulturversimpler es sich träumen lassen."

Es scheint mir unter Zurückstellung mancher Einwände gerade dies das Wesentliche des Gründelschen Buches, daß es imstande ist,

[1]) Durch Vermittlung Lujo Brentanos, wie in dessen aufschlußreicher Selbstbiographie („Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands." Jena, Diederichs 1931. S. 227 bis 231) nachzulesen ist, wo sowohl das große Verdienst Naumanns um die deutsche Jugend, der er das Ideal gab, von dem sie heute lebt, als der bestrickende Zauber seiner Persönlichkeit sehr lebendig wird.

die aufgesplitterten Kräfte der jungen Generation auf ein wahrhaft großes, aber fernes Ziel, den Neubau unseres Volkes, auszurichten und ohne jenes uns gerade an den Nationalsozialisten so widerliche Pathos vor die Aufgabe zu stellen, fern aller politischen Verkrampfung und Ungeduld sich durch alle Schwernis und Enttäuschung zur Reife und zum ganz konkreten Auftrag durchzuarbeiten. Denn wer Neues schaffen will, muß das Alte nicht nur wirklich kennen, sondern es aus innerer Kraft überwinden. Und das heißt unverdrossen und zielbewußt arbeiten, nicht sich revolutionär gebärden und mit Faust und chauvinistischer Phrase das neue Reich herbeieifern wollen.

Daß Gründel Nietzsche nicht gerecht geworden ist (vgl. z. B. S. 98 und 437) und auch sonst Manches nicht ganz glücklich gesehen und gefaßt hat, das näher zu begründen, wäre Sache einer Auseinandersetzung, die ebenfalls vom Standpunkt der jungen Generation ausgehend notwendige Ergänzungen und noch einige andere Perspektiven hinzuzufügen hätte.

Herbert Grabert

Chronik

Der Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses hat in einem Schreiben an die Reichsregierung dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß in dieser Zeit der seelischen Belastung nicht grundstürzende Neuerungen im Verhältnis von Reich und Ländern eintreten, jedenfalls die zuständigen kirchlichen Stellen wegen der Mitberührung kirchlicher Interessen rechtzeitig gehört werden, im Uebrigen aber festgestellt wird, daß die Grenzen der Kirchen sich unabhängig von den Ländergrenzen nach eigenem Rechte bestimmen.

Die Reichsregierung hat in der neuen Notverordnung den Arbeits- und Dienstlohn ohne jede Einschränkung pfändbar gemacht, was praktisch hauptsächlich bei der Erhebung von Kirchensteuern in Betracht kommt.

An den deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen gibt es 20 von evangelischer und 37 von katholischer Seite unterhaltene Studentenpfarrer: die katholische Ueberlegenheit verursacht das Verlangen der katholischen Studentenverbände nach eigenen Pfarrern. DEK

Die deutschen Missionsgesellschaften einschließlich der Basler Mission haben 38 Missionsärzte in der Arbeit stehen.

Die Kreuzkapelle (frühere Sakristei) der reformierten Kirche in Marburg ist täglich zu stiller Andacht geöffnet. Ref Kz 23

Die reformierte Kirche Barmen-Gemarke hat beschlossen, die Taufen in den Hauptgottesdienst zu legen. Ref Kz 24

Die in der „Nordschleswigschen Gemeinde" zusammengeschlossenen deutschen evangelischen Kirchengemeinden im abgetrennten Gebiet sind mit der schleswig-holsteinischen Landeskirche organisatorisch verbunden. In den fünf Pfarrbezirken wurden 322 Gottesdienste in den 24 Kirchen und zwei anderen Räumen mit 1675 Besuchern abgehalten.

Die Hermannsburger Mission läßt einen ihrer Missionsdirektoren zunächst für 2 Jahre nach Südafrika zur Leitung der dortigen Mission übersiedeln. EMM 6

Die „Rote Hilfe" Deutschlands und andere kommunistische Organisationen haben sich zu einem Reichskomitee für Kirchenaustritt zusammengeschlossen.

Das Kuratorium des Landestheaters in Dessau hat nach der Neuwahl infolge des Regierungswechsels beschlossen, jüdische Schauspieler grundsätzlich nicht mehr zu beschäftigen.

Die Lang-Stiftung des Vereins für freies Christentum in der Schweiz verlieh im vergangenen Jahre 28 Stipendien im Betrage von 90 375 Franken an Studenten und zum ersten Male ein Stipendium aus einem neugeschaffenen Separatfonds zur Unterstützung von Theologen, die sich habilitiert haben oder es beabsichtigen. Rf Schwz Zt 26

Der Züricher Kirchenrat beantragt bei der Kirchensynode ein Initiativbegehren beim Kantonsrat auf Verleihung des Stimmrechts in kirchlichen Angelegenheiten und Wählbarkeit in kirchliche Behörden für 20jährige Schweizer Bürgerinnen. Rf Schwz Zt 26

Elsaß-Lothringen hatte nach der letzten Volkszählung unter 1 885 823 Einwohnern 1 501 025 Katholiken und 292 331 Protestanten.

Die Eglise indépendante von Neuenburg nimmt die Fusionsverhandlungen mit der Eglise nationale wieder auf.

Das tschechoslowakische Justizministerium hat ein neues Gesetz über die Abtreibung ausgearbeitet, nach dem ein durch den Arzt ausgeführter Eingriff nicht strafbar ist, wenn die Schwangere die Ernährungspflicht gegenüber dem zu erwartenden Kind nicht ohne Bedrohung der eigenen Existenz oder der des Ernährers erfüllen kann (soziale Indikation). VZ 298

Der Gustav Adolf-Verein schlägt für ein besonderes Jubiläumswerk Polen (Heranbildung von kirchlichen Führern und Helfern), Diakonissenmutterhaus Kaiserswerth und Athen vor.

In Warschau soll eine Synagoge für Reformjuden erstehen, die ihre Gebete am Sonntag hält und Mischehen gestattet. Der Rabbinerverband protestiert dagegen, daß sie sich noch jüdisch nenne. Ev Gbl Posen 9

In Thüringen sind 1931 nur 6717 gegen 30 000 in 1930 aus der evangelischen, 418 gegen 843 aus der katholischen Kirche ausgetreten.

In Reichenbach im Eulengebirge wird auf dem Wege des freiwilligen Arbeitsdienstes auf einem alten Friedhof eine Freilichtkirche hergerichtet. PZ

Im rechtsrheinischen Bayern wurden 1929 5302 Mischehen geschlossen; bei 2218 fand evangelische Trauung statt, bei 2265 wurde evangelische, bei 1233 katholische Kindererziehung vereinbart. Eingetreten in die Kirche sind 1371 über, 337 unter 14 Jahren, davon 1111 aus der katholischen Kirche; ausgetreten 2326 Erwachsene und 328 Kinder, davon 317 zur katholischen Kirche, 919 zu den Freidenkern, 793 ohne religiöse Gemeinschaft. Kommunikanten 58,55%, im Dekanat Uffenheim 135,7, Coburg 18%. Rf KZ 26

Die pfälzische Landessynode hat den Antrag des Protestantenvereins, die im Jahre 1933 fälligen Kirchenwahlen wegen der Not der Zeit zu verschieben, abgelehnt, aber die Kirchenregierung ermächtigt, die Verschiebung mit Zweidrittelmehrheit zu beschließen. Sie nahm einen Antrag an, wonach nach Ablauf der Frist zur Einreichung der Wahlvorschläge innerhalb einer Nachfrist von 10 Tagen durch die Vertrauensleute alle oder mehrere Wahlvorschläge zu einer Liste zusammengelegt werden können. Union 26

In Alsfeld in Hessen erklang am Tage des Rücktritts Brünings vom Turm der Walpurgiskirche, von dem allabendlich Choräle geblasen werden, nach dem Beethovenschen „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" das Horst-Wessel-Lied. Rb 150

In der St. Ludgerikirche in Essen-Werden wurden Mittelgang und Kreuz mit Hakenkreuzen und der Aufschrift „Los von Rom", die Tür des Pfarrhauses mit einem Hakenkreuz, die Wand der Kaplanei mit den Worten „Juda verrecke" beschmiert. EVZt 25

Eine „Liga für Freies Christentum", Berlin-Tegel, Kettelerpfad 6, Organ: Freies Christentum, Herausgeber Bruno Herrmann, will „die außerhalb jeder Kirchengemeinschaft stehenden Christen, welche sich zur reinen Heilandslehre bekennen und jede Dogmatik, jeden Gewissenszwang, jeden Konfessionsstreit ablehnen", vereinigen. In Heft 1/2 tritt sie unter anderem für Erwachsenentaufe, Aufhebung des Zwangs zur Ehe und das Recht der unverheirateten Frau „zur freien Gattenwahl auch unter den verheirateten Männern" ein.

Gegen eine Aktion in den Niederlanden, den Karfreitag als offiziellen christlichen Festtag anzuerkennen, wird von liberaler Seite das Bedenken geäußert, daß er zu einem „Ausgangstag" wird. „Lieber wollen wir am Karfreitag unseren Weg durch das Gewühl des Alltags nehmen als durch ein Sonntagspublikum, wie wir es am Himmelfahrtstage gewohnt sind." EPR

Die strenge kalvinistische Richtung der Gereformeerden Kerken lehnt jede Staatsunterstützung ab. Die Jünglingsvereine haben die bereits erhaltenen Gelder wieder zurückgeschickt. EPR

Ein von der kongregationalistischen Union in England eingesetzter Ausschuß vertritt die Ansicht, daß die bisherige Praxis der Feldgeistlichen mit der absoluten Zurückweisung des Krieges und des Kriegsystems vereinbar, dies letztere aber unvereinbar sei mit der Lehre und dem Vorbild Christi und darum mit jedem Mittel zu bekämpfen sei.

In der Bergarbeiterstadt Courcelles in Belgien von 18 000 Einwohnern, darunter nur wenigen Protestanten, wurde eine Straße nach dem Namen des im Dezember vorigen Jahres gestorbenen evangelischen Pfarrers Louis Noir genannt.

Die für 19./20. Juni vorbereitete Prosynode der orthodoxen Kirche im Kloster Vatopedi auf dem Athos ist aus unbekannten Gründen plötzlich abgesagt worden.

Die mexikanische Regierung hat alle katholischen Kirchen schließen lassen, weil die Kirchenbehörden es versäumt haben, der Regierung die Namen der 34 Priester bekanntzugeben, die nach dem neuen mexikanischen Kirchengesetz in Zukunft in Mexiko allein Gottesdienst abhalten und sich seelsorgerisch betätigen dürfen. VZ 285

Von Personen. Ernannt: Professor der reformierten Theologie D. Josef Bohatec in Wien zum Ehrenprofessor der Universität Pápa in Ungarn; D. Franz Leenhardt zum Ordinarius für N. T. in Genf. Promoviert: Professor Tor Andrae in Upsala und Pastor Ernst Wollensen in Zeitz zu D.D. von Halle, Superintendent a. D. Scheringer in Stettin zum D. von Greifswald, Geh. Kirchenrat Professor D. Gustav Krüger in Gießen aus Anlaß seines 70. Geburtstags zum Ehrendoktor der Rechte, für seine Verdienste um die Selbstverwaltung der Universität. Gestorben: Prälat i. R. Ludwig Schmitthenner in Königsfeld in Baden. ESt

Verschiedenes

Zu obigem Aufsatz über Hitler. Darf ich nocheinmal unterstreichen, daß mein Artikel nur von dem Buche handelt und geschrieben ist von einem, der es eben erst heute gelesen hat. Die für uns wichtigste Publikation auf diesem Gebiete ist ja das in Nr. 12 Sp. 572 bereits angezeigte Heft: „Die Kirche und das Dritte Reich", das erfreulicherweise im September seine Fortsetzung finden wird. Aber zu den kurzen Bekenntnissen und Gutachten, die es enthält, möchte ich als wertvolle Ergänzung das jüngste Sonderheft der „Hochkirche" empfehlen (Juni 1932, Verlag Ernst Reinhardt in München): Katholizität und Nationalität der Kirche. 48 S. 1,30 M. Es enthält außer einem gründlichen Artikel des Heraus-

gebers Friedrich Heiler, mit dem Heft gleich betitelt, allerlei Einschlägiges von besonderem Interesse: „Die Deutschkirche der Zukunft" in Anlehnung an Lagarde, „Religion des Blutes" zu Rosenbergs Mythus (12 S.), Expektorationen über „Christentum und Nationalsozialismus" pro et contra, und Andres. Heiler ist einer der genauesten Kenner der nationalsozialistischen Bewegung. R

Albert Einstein und die Religion. In verschiedenen kirchlichen Blättern waren Aeußerungen Einsteins in dem Sinne wiedergegeben, als hätte er gesagt, man könne die Schöpfung der Welt durch Gott vergleichen mit der Schaffung eines Bauwerkes durch einen Künstler. Ein Künstler müsse einen Plan im Kopf haben, wenn er ein Kunstwerk schaffen wolle. So müsse auch die Welt vorher im Geist eines Gottes vorhanden gewesen sein.

Mir war es sehr unwahrscheinlich, daß Einstein so gesagt habe. Ich hatte deshalb an Einstein geschrieben, daß seine Ansichten in der kirchlichen Presse wohl falsch wiedergegeben wären und hatte noch einige Bemerkungen gemacht über die menschliche Unsterblichkeit. Darauf erhielt ich folgenden Brief Einsteins:

„Daß man solches über meine Meinungen hat berichten können, ist fast unglaublich. In Wahrheit stimmt mein Fühlen ziemlich genau mit dem überein, was auch Sie als Ergebnis einer vernünftigen Betrachtung hingestellt haben. Ich habe nämlich nur gesagt, daß in dem Seienden und seiner Gesetzlichkeit sich überlegener Geist manifestiert. Das Durchdrungensein hiervon ist nach meiner Auffassung gerade wirklich Religiosität. Für unsterblich halte ich nur im Sinne Spinozas das Sein und seine Attribute Denken und Ausdehnung in Spinozas Sinn, aber nicht das Einzelwesen."

Hermann Kötzschke

Die dialektische Theologie als Zeiterscheinung. Unter diesem Titel bringt „Die Tatwelt" (Zeitschrift für Erneuerung des Geisteslebens, begründet von Rudolf Eucken) einen Aufsatz von ihrem Herausgeber E. Erdsiek. Als ich die ersten zwei Kapitel gelesen hatte, die nichts weiter geben wollen als einen Begriff von dem Wesentlichen der dialektischen Theologie, insonderheit der des Karl Barth, war ich entschlossen, die Leser der CW auf diese ebenso knappe wie zutreffende sowie positive Charakteristik aufmerksam zu machen. Als ich dann die zwei weiteren Kapitel las, die nun eben an jener Theologie ihren Charakter als Zeiterscheinung herausarbeiten, wurde ich in meiner Absicht nur bestärkt. Legisse iuvabit, man soll das lesen. Das Heft lohnt auch sonst: Haering „Die philosophischen Ursachen der vermeintlichen Krisis der modernen Naturwissenschaft", Ernst „Die Sinndeutung im ethischen Aktivismus Rudolf Euckens, Albert Schweitzers und Rufus Jones'" u. a. Berlin, Junker und Dünnhaupt Verlag. 8. Jahrg. 1. H., Mai 1932. 1.80 M. R

Ueber dialektische Theologie und Katholizismus haben Wobbermin und Karl Barth in Nr. 24 des „Evangelischen Deutschland" (12. Juni) offene Briefe gewechselt. Barth bestreitet unter Hinweis auf Gegensätze, die zwischen ihm einerseits, Erik Peterson (dem früheren Professor der evangelischen Theologie in Bonn) und dem Schweizer Theologen Oskar Bauhofer andrerseits bestehen, daß man ihn und seine dialektische Theologie für den Uebertritt dieser beiden Männer zum Katholizismus verantwortlich machen dürfe, wie es Wobbermin getan hatte. Wobbermin entgegnet, es komme nicht so sehr auf das persönliche Verhältnis dieser Theologen zu Barth an, als auf „die von beiden vollzogene Verkürzung und Umbiegung des reformatorischen Glaubensverständnisses, zumal des Vertrauenscharakters des Glaubens" und „die ebenso unhistorische wie unpsychologische, zur Scholastik zurückführende Beurteilung des Dogmas". In beiderlei Hinsicht sei die weitgehende Analogie zwischen den Schriften dieser Männer und Barths Dogmatik offenbar; der von Barth erhobene Vorwurf der Unrichtigkeit (Barth hatte geschrieben: Unwahrheit) falle also auf ihn zurück. Die einseitige Kritik der dialektischen Theologie an Schleiermacher, die so bewirkte Diskreditierung Schleiermachers habe die Atmosphäre geschaffen, in der jene tragischen Fälle möglich wurden. Der prinzipielle Hintergrund dieses Streits, das Verhältnis von Glaube, Theologie, Dogma und Kirche wird uns weiter beschäftigen. M

Siedlung, Großgrundbesitz und innere Politik. Als ein Hauptanlaß zum letzten Regierungswechsel im Reiche gilt bekanntlich, daß der Reichspräsident es ablehnte, den Gesetzentwurf „über die Verwendung nicht entschuldungsfähiger Grundstücke im Osthilfegebiet" zu unterzeichnen, der eine beschleunigte Aufteilung von (Groß)grundbesitz zur Siedlung vorsah und gegen den sich Widerstand östlicher Großgrundbesitzer richtete. Die „Bodenreform" hat in Nr. 26 den Wortlaut jenes Gesetzentwurfs veröffentlicht. Sie teilt in Nr. 27 den Brief mit, in dem der Minister Schlange, ein konservativer Mann, der aber von der Notwendigkeit der Siedlung überzeugt ist, am 27. Mai seinen Abschied ankündigte. Darin heißt es:

„... Der Entwurf hat verschiedene Umformungen erfahren, und ich bin überzeugt, daß er in seiner letzten Fassung — sie hat Ihnen, Herr Reichspräsident, wohl noch nicht vorgelegen — unter Vermeidung aller Härten den Notwendigkeiten entspricht, denen eine verantwortungsbewußte Regierung in Ansehung der Sachlage gerecht zu werden verpflichtet ist.

Von einer Enteignung des Großgrundbesitzes kann wohl nicht gut die Rede sein. Niemand wird enteignet. Nach der letzten Fassung des § 1 können nur diejenigen Betriebe zur Zwangsversteigerung kommen, die beim besten Willen in den Händen der jetzigen Besitzer wegen Ueberschuldung nicht mehr zu halten sind. Daß vor der letzten Entschließung über Aufhebung des Sicherungsverfahrens die landwirtschaftlichen Berufsorganisationen zu hören sind, ist seit längerer Zeit sichergestellt; ebenso wie die Gläubigerorganisationen bei den für sie oft sehr schweren Akkorden bei der Umschuldung gehört werden müssen ...

Neu an dem Gesetzentwurf — soweit er den landwirtschaftlichen Besitz anbetrifft — ist nur die Verkürzung der Fristen für die Einleitung der Zwangsversteigerung. Wählen wir das abgekürzte Verfahren aber nicht, kommen wir nicht zu jener schnellen Aufräumungsarbeit, die das volkswirtschaftliche Interesse dringend erfordert. Darüber hinaus aber sind wir nicht in der Lage, die Siedlungstätigkeit in jenem erhöhten Tempo zu eröffnen, das nicht nur grenzpolitisch notwendig ist. In dem starken Willen zur inneren Kolonisation offenbart sich der nationale Drang zur Selbsthilfe und zur Gesundung; man kann ihn nicht mit Versprechungen abspeisen; man muß ihm schleunigst Raum und Wirkungsmöglichkeit verschaffen.

Er geht — Gott sei Dank im Zeichen noch vorhandener Lebenskraft — durch alle Schichten und Parteien unseres Volkes; in ihm liegt unverkennbar eine Fortentwicklung jener Gedanken des Freiherrn vom Stein, die nach dem Niederbruch von 1806 ebenfalls von manchen wie mit Blindheit geschlagenen Kreisen als revolutionär bekämpft wurden und dennoch die Grundlage des neuen Aufstiegs und die psychologische Voraussetzung der Befreiung in sich trugen. Wenn Teile des Großgrundbesitzes, für die im übrigen von meinem Amt alles das geschehen ist, was aus volkswirtschaftlichen Gründen gerechterweise geschehen konnte, wiederum die Zeichen der Zeit nicht begreifen wollen, so befürchte ich: sie graben sich selbst ihr Grab, und eine stürmische Entwicklung wird eines Tages über sie hinweggehen.

Ich bitte, hochverehrter Herr Reichspräsident, mir meine offene Sprache nicht zu verübeln. Der schwere Ernst der Lage und mein Amt, so wie ich es auffasse, verpflichten mich dazu. Denn es handelt sich hier ja um eine jener grundsätzlichen Entscheidungen, zu denen ich bei jeder Gelegenheit auf allen Gebieten unseres öffentlichen Lebens dränge.

Sollte ich aber nunmehr Ihr volles Vertrauen eingebüßt haben, ohne das ich zweckdienlich nicht zu arbeiten vermag, so bitte ich ergebenst, mich von einer Verantwortung zu entbinden, die ich dann nicht mehr zu tragen imstande wäre.

In größter Ehrerbietung

Schlange
Reichsminister und Reichskommissar
für die Osthilfe.

Die beiden Nummern der Bodenreform, sowie andre Bodenreform- und Siedlungsschriften sind zu beziehen vom Bund Deutscher Bodenreformer, Berlin NW 87, Lessingstr. 11. M

„Mutiges Christentum" veranstaltet am 1. August im Evangelischen Vereinshaus in Kassel ein Lesertreffen.

Versammlungskalender

20.—22. August Missionsjubiläum Herrnhut
10.—15. September Internationaler Verband zur Verteidigung des Protestantismus Stockholm
11.—12. September Lutherisches Hilfswerk (Gotteskasten) Breslau
18. September Gustav Adolf-Verein Leipzig
25.—28. September Ostasienmission Wiesbaden
25. September bis 8. Oktober und 17.—25. Oktober Laienschulungslehrgänge der Apologetischen Zentrale Spandau
28. September Freunde der Christlichen Welt Basel
6.—8. Oktober Deutscher Staatsbürgerinnen-Verband Stuttgart
7.—9. Oktober Evangelischer Bund Cassel
10. und 11. Oktober Freunde der Christlichen Welt Görlitz

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. August

SOEBEN IST ERSCHIENEN

GRAF HERMANN KEYSERLING

SÜDAMERIKANISCHE MEDITATIONEN

384 Seiten. In Leinen RM 10.—

Der Philosoph des Reisetagebuchs umfuhr den Erdball, da dies der kürzeste Weg zu sich selber sei; der Völkerpsychologe und geistespolitische Aktivist wanderte durch Europa und Nordamerika: „Spektrum Europas" und „Amerika, Aufgang einer neuen Welt" waren die Geschenke des Heimkehrenden. Die südamerikanische Reise brachte uns die „Meditationen", dieses strahlende Buch, das an dem Dreisphärenwinkel entstand, wo Musik, Dichtung und Philosophie ihre schwebenden Grenzen haben. Seine südamerikanische Fahrt führte Keyserling durch einen Kontinent, zugleich aber durch den Kosmos des Menscheninnern.

Max Rychner i. d. Kölnischen Zeitung.

FERNER ERSCHIENEN

DAS REISETAGEBUCH EINES PHILOSOPHEN

Neuausgabe in einem Bande. 752 Seiten. In Leinen M 12.—

DAS SPEKTRUM EUROPAS

408 Seiten. In Leinen RM 11.—

AMERIKA
DER AUFGANG EINER NEUEN WELT

480 Seiten. In Leinen M 12.60

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

Freunde der Christlichen Welt

Görlitz

Montag, 10. Oktober, 15 Uhr: Eröffnung im Saale der Naturforschenden Gesellschaft.
Öffentlicher Vortrag von Professor Weinel aus Jena: „Die sogenannte Schöpfungsordnung in moderner Sozialethik." Aussprache.

20 Uhr: Gesellige Vereinigung im großen Saal des Evangelischen Vereinshauses. Ansprachen von Mensing, Mulert, Rade. Themata: Christentum und Kultur; Christentum und Schule; Christentum und Presse.

Dienstag, 11. Oktober, 9 Uhr: Morgenandacht. Öffentlicher Vortrag von Pastor Mensching aus Petzen: „Das Erwachen der Farbigen und die Christliche Mission." Aussprache.

13 Uhr: Fahrt nach der Landeskrone, dort Mittagessen.

Nachmittags: Mitgliederversammlung. Vortrag von Dr. Herbert Grabert „Christliche Welt und nationalsozialistische Jugend."

Anfragen, Anmeldungen, Wohnungsbestellung (Gasthof, Privatquartier, Freiquartier) an Pfarrer Onnasch, Görlitz, Schanze 7. Tagungspreis 2 M.

Basel

Mittwoch, 28. September, 11 Uhr, im Christlichen Vereinshaus, Nadelberg 6, Petersgraben 39.
Vortrag von Rudolf Schwarz: „Der Böse oder das Böse?"
Mittagessen im Blaukreuzhaus 1 Uhr. Aussprache 3 Uhr im Christlichen Vereinshaus.

Früher kommende Teilnehmer treffen sich im Nebensaal d. Blaukreuzhauses, Petersgraben 23. Tageskarte (einschl. Mittagessen): 4 Schweizer Franken.

Staatlich anerkannte Wohlfahrtsschule
in Verbindung mit der kirchlich anerkannten Pfarrgehilfinnenschule des Hessischen Diakonievereins
Darmstadt E. V.

Semesterbeginn 15. Oktober 1932

Wohnung und Verpflegung in der Schule möglich. Auskunft und Prospekte gegen Porto durch die Leitung der Wohlfahrtsschule, Darmstadt, Freiligrathstr. 8

Die Pfarrstelle

an **St. Ulrici zu Braunschweig** wird durch Übertritt des jetzigen Stelleninhabers in den Ruhestand zum **1. Oktober d. J.** frei und soll wieder besetzt werden. Die Besoldung geschieht nach Besoldungsgruppe 2 B des Braunschweigischen Besoldungsgesetzes. Eine Dienstwohnung mit Garten ist vorhanden. Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnissen sind baldigst an

Herrn Provisor Kleucker, Braunschweig, Kohlmarkt 17

einzureichen. **Der Kirchenvorstand zu St. Ulrici**

Haus der Christlichen Welt

Friedrichroda in Thüringen

Fernsprecher 270 **Schreibersweg 6**

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Garten, Liegewiese. Behaglich eingerichtete Zimmer. Bad. Gute Verpflegung. Auch sorgfältig vegetarische und diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde u. Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Leiterin Frau Blume

Wangerooge (Nordsee)

Das evang. Privatkinderheim Fredeborg verbindet die Vorzüge eines gut geleiteten, ärztl. beaufsichtigten Heimes mit denen eines feinen Privathauses. Alter der Kinder 1½—13, Mädchen bis 18 Jahre. Ganzjährig geöffnet. Auskunft und Prospekt durch Schwester **Käte Kraut.**

Notverkauf.

Für einen in Bedrängnis geratenen Geistesarbeiter vermittle ich (ohne Nutzen für meine Firma) den Verkauf der 7 bisher erschienenen Bände der **Propyläen-Weltgeschichte** (Ganzleinenausgabe) zu **nur M. 125.—** (M. 214.50 neu). Die Exemplare sind fast unbenutzt und in bestem Zustand. Zahlung gegen bar event. in 2 Raten innerhalb 6 Wochen. Angebote erbittet **Hans Beyer,** Buchhandlung, **Stuttgart,** Postfach 423.

Ev. Diakonieverein e. V.

Unentgeltliche theoret. und prakt. **Ausbildung** für ev. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der **allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft und Anstaltserziehungsarbeit,** Kinderkranken-, Säuglings-, Wochenpflege und Geburtshilfe mit und ohne **staatl. Prüfung.** Vereinsausbildungsstätten in allen Teilen Deutschlands. Ohne Verpflichtung für die Zukunft. Taschengeld und Stellung der Schülerinnenarbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und Ruhegehalt für Alter und Invalidität. **Vorbedingung: Höhere Schulbildg.** (Obersekunda-Reife).
Gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.

Eintrittsalter 19—30 Jahre.

Hauswirtschaftl. Vorschulen im Heimathaus Berlin-Zehlendorf und im Diakonieseminar Stettin mit halbjähriger Ausbildungszeit. Bei Bewährung kann nach ½ Jahr Einstellung in einem der obengenannten Gebiete erfolgen. **Prospekt und nähere Auskunft durch den Evangelischen Diakonieverein**

Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8.

Zu kaufen gesucht:

Loofs, Dogmengesch., 4. Aufl.
Gesenius, Hebr. Wörterbuch.
Krüger, Kirchengesch.
Heussi, „
Müller, Symbol. Bücher
Calvin, comment.: nov. test.
—, instit. ed. Tholuck.
—, deutsch.
Geyer-Rittelmeyer, Pred. Alles.

J. Krause, Ant., Halle a. S.

Kinderandachten,
wie sie sein sollen und wie sie nicht schöner sein können
so beurteilt die „Christl. Kinderpflege" die Sonntagsandachten

Kommt, Kinder,
wir wollen Andacht halten
v. Pf. Nich. Schulze. 3. Aufl. (geb. 3.25)
Verlag
L. Ungelenk, Dresden A. 27.

Neuzelle

Staatliche Aufbauschule für Mädchen
Untertertia bis Oberprima.
Schülerinnenheim. Ausk.:
Dr. Agnes Molthan, Studiendirektorin.

Werbt für die Christliche Welt

Probehefte auf Wunsch gern kostenlos auch direkt an aufgegeb. Adressen

ADOLF KELLER

Der Weg der dialektischen Theologie durch die Welt

Eine kleine Kirchenkunde der Gegenwart

Preis kart. Mk. 3.80

Ein Buch, wie es nur Adolf Keller aus seiner einzigartigen Kenntnis des Christentums der Gegenwart heraus schreiben konnte, und das er geschrieben hat in gewandter, fesselnder Form, getragen von einer glühenden religiösen Begeisterung für die ökumenische Bewegung, der seine Lebensarbeit gilt. Das Buch ist eine Kirchenkunde der Gegenwart, von dem richtig und scharf erfaßten Blickpunkte aus, daß die dialektische Theologie der Barth, Brunner, Gogarten, Thurneysen in allerstärkstem Maße Exponent der kirchlichen Gegenwart und des religiösen Lebens ist. Auch wer das einigermaßen wußte, ist frappiert über die Wucht des Eindrucks, den diese Theologie in den einzelnen Ländern hinterlassen hat und noch weiter wecken wird, denn ihr Siegeszug ist noch lange nicht zu Ende. Ein fast beispielloses Geheimnis! . . . Das Buch muß gelesen haben, wem an der religiösen Lage der Gegenwart irgendwie liegt.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN 13

So schön und so billig

sind die neuen Original-Ausgaben des Verlages

FRIEDR. ANDR. PERTHES / STUTTGART

der unsterblichen Kindergeschichten von

Johanna Spyri

daß sie in keiner Kinderstube fehlen sollten. Beste Ausstattung. Dauerhaft in Leinen gebunden. Jeder Band mit zahlreichen Abbildungen erster Künstler.

Heidis Lehr- und Wanderjahre. Mit 38 Bildern im Text u. einem farbigen Titelbild von Paul Hey. 387. Tausend. In Leinen M 2.40

Heidi kann brauchen, was es gelernt hat. Mit 38 Bildern im Text u. einem farb. Titelbild von Paul Hey. 303. Taus. In Leinen M 2.40

Heidi. Beide Bücher in einem Bande. Mit 76 Bildern im Text und 2 farbigen Titelbildern von Paul Hey ..... In Leinen M 3.85

Wo Gritlis Kinder hingekommen sind. Mit 41 Bildern im Text u. einem farb. Titelbild von Lud. Barth. 123. Tsd. In Leinen M 2.40

Gritlis Kinder kommen weiter. Mit 38 Bildern im Text u. einem farb. Titelbild von Ludwig Barth. 101. Taus. In Leinen M 2.40

Gritlis Kinder. Beide Bücher in einem Bande. Mit 79 Bildern im Text u. 2 farb. Titelbildern von Ludwig Barth. In Leinen M 3.85

Keines zu klein, Helfer zu sein. Drei Geschichten. Mit 8 Bildern im Text und einem farbigen Titelbild von Heinrich Susemihl. 70. Tausend ..... In Leinen M 2.75

Heimatlos. Zwei Geschichten. Mit 35 Bildern im Text von Heinrich Susemihl und einem farbigen Titelbild von Willy Planck. 158. Tausend ..... In Leinen M 2.75

Soeben erschien:

ORIENT UND OCCIDENT. Staat – Gesellschaft – Kirche, in Verbindung mit Nicolai Berdjajew und Erwin Reisner und einer Arbeitsgemeinschaft von Deutschen und Russen herausgegeben von Fritz Lieb und Paul Schütz

HEFT 10:

Dichtung – Mythus – Offenbarung

Aus dem Inhalt:

H. v. Heiseler: Bemerkungen zu Puschkins Dramen

Wl. N. Iljin: Dostojewskij und Gogol

M. Schröter: Mythus und Metaphysik bei Bachofen und Schelling

E. Reisner: Christologie und Eschatologie in Schellings Philosophie der Offenbarung

In der Chronik u. a. ein weiterer Bericht über die neueste wirtschaftliche Umgestaltung Sowjetrußlands.

Preis des 10. Heftes ..... RM 3.—
Subskription für OrO 1932 = H. 9–12
(Vorausberechnung) ..... RM 10.—

Prospekt (P. 966) mit Übersicht über den Inhalt der früheren OrO-Hefte steht zur Verfügung.

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

1. bis 3. Tausend
nach Monatsfrist vergriffen!

4. und 5. Tausend erscheint soeben!

Die Kirche und das dritte Reich

Fragen und Forderungen deutscher Theologen I

Preis Mk. 2.40, Leinen Mk. 3.60

Diesen Band habe ich fast ganz in einem Zuge durchgelesen. Wünsche an die Adresse der Kirche wie der Führer jener Bewegung selbst. Brennend interessant!
Monatsbl. f. d. Ev. Religionsunterricht

Möge dieses Sammelwerk, das jeder evangelische Pfarrer und gebildete Laie gelesen haben muß, dazu dienen, das christliche Gewissen des weithin irregeleiteten evangelischen Kirchenvolkes aufzurütteln, zugleich aber die Zuversicht jener evangelischen Christen zu stärken, die angesichts der blinden Kapitulation weitester evangelischer Kreise vor einer widerchristlichen Weltanschauung und Ethik an der Christlichkeit der evangelischen Kirchen zu verzweifeln drohten. Die Hochkirche

Überall spürt man das Bemühen, über den Tagesstreit hinauszukommen; überall ist der Wille lebendig, Vorurteile beiseite zu lassen und das Wesentliche zu erspüren. Die Diskussion wird hoffentlich zur Klärung und zur Versachlichung des politischen Kampfes beitragen. Hamburger Fremdenblatt

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA